

Allgemeiner Anzeiger.

Amtsblatt

für die Ortsbehörde und den Gemeinderat zu Bretinig.

Local-Anzeiger für die Ortschaften Bretinig, Großröhrsdorf, Hauswalde, Frankenthal und Umgegend.

Der Allgemeine Anzeiger erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwoch und Sonnabend. Abonnementspreis inkl. des allwöchentlich beigegebenen „Illustrierten Unterhaltungsblattes“ vierteljährlich ab Schalter 1 Mark, bei freier Zustellung durch Boten ins Haus 1 Mark 20 Pfennige, durch die Post 1 Mark 25 Pfennige.

Inserate, die 4 gespaltene Korpuszeile 10 Pfg., sowie Bestellungen auf den Allgemeinen Anzeiger nehmen außer unserer Expedition auch unsere sämtliche Zeitungsboten jederzeit gern entgegen. — Bei größeren Aufträgen und Wiederholungen gewähren wir Rabatt nach Uebereinkunft.

Inserate bitten wir für die Mittwoch-Nummer bis Dienstag vormittag 1/2 11 Uhr, für die Sonnabend-Nummer bis Freitag vormittag 1/2 11 Uhr einzufenden.

Schriftleitung, Druck und Verlag von A. Schurig, Bretinig.

Nr. 70.

Sonnabend, den 31. August 1912.

22. Jahrgang.

Sofortige Abholung der Aufnahme- und Versicherungskarten bei den Ausgabestellen durch die versicherten Angestellten.

Nach dem Versicherungsgesetz für Angestellte vom 20. Dezember 1911 (Reichsgesetzblatt S. 989) sind von den versicherten Angestellten und ihren Arbeitgebern Vertrauensmänner zu wählen. Diese Vertrauensmänner wählen Befähigte für den Verwaltungsrat, die Rentenausschüsse, die Schiedsgerichte und das Oberschiedsgericht und können von der Reichsversicherungsanstalt oder den Rentenausschüssen bei Erledigung ihrer Geschäfte zur Mitwirkung in Anspruch genommen werden. Sie sind also die Vertreter der Beteiligten bei der Ausführung und Handhabung des Versicherungsgesetzes für Angestellte.

Die Wahlen der Vertrauensmänner werden in der 2. Hälfte des Oktobers 1912 stattfinden. Hierbei gilt als Ausweis für die versicherten Angestellten die Versicherungskarte, für die Arbeitgeber eine von der Gemeinde- bzw. Gutsbehörde des Betriebes ausgestellte Bescheinigung über die Zahl der von ihnen regelmäßig beschäftigten versicherten Angestellten. Die Versicherungskarten werden von den Ausgabestellen der Angestelltenversicherung für die versicherten Angestellten (das ist die Gemeinde- bzw. Gutsbehörde des Beschäftigungsortes) ausgestellt, insoweit sie nicht Mitglieder von Vereinen sind. Voraussetzung für die Ausstellung der Versicherungskarte ist, daß der versicherte Angestellte zuvor die Vordrucke einer Aufnahme- und Versicherungskarte, die bei den Ausgabestellen unentgeltlich erhältlich sind, ausgefüllt und der Ausgabestelle eingereicht hat.

Bis Mitte September 1912 müssen die Versicherungskarten in den Händen der Versicherten sein.

Es ist dringend erwünscht, daß sich an den Wahlen möglichst alle Angestellten beteiligen. Alle versicherten Angestellten werden aufgefordert, sich schleunigst von der Ausgabestelle (also von der Gemeinde- bzw. Gutsbehörde des Beschäftigungsortes), in deren Bezirk sie beschäftigt sind, oder von ihrem Arbeitgeber, sofern er im Besitze der Vordrucke ist, die Vordrucke einer Aufnahme- und einer Versicherungskarte verabreichen zu lassen und unter Einreichung der ausgefüllten Vordrucke bei der Ausgabestelle ihres Beschäftigungsorts die Ausstellung der Versicherungskarte zu beantragen. Ueber die Ausfüllung der Versicherungskarte auszuhandigende Belehrung Auskunft.

Als Ausweis ist der Ausgabestelle der Steuerzettel und gegebenenfalls die Quittungskarte der Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung vorzulegen.

Versicherte Angestellte, die bei den Wahlen nicht im Besitze einer Versicherungskarte sind, gehen ihres Wahlrechts verlustig.

Die Arbeitgeber, welche versicherte Angestellte beschäftigen, werden aufgefordert, bis zur Wahl sich von der Gemeinde- bzw. Gutsbehörde des Betriebes eine Bescheinigung über die Zahl der von ihnen regelmäßig beschäftigten versicherten Angestellten ausstellen zu lassen. Ein Muster für diese Bescheinigung befindet sich im Reichsgesetzblatt vom Jahre 1912, S. 431. Ohne diese Bescheinigung können sie zur Wahl nicht zugelassen werden.

Königliche Amtshauptmannschaft Ramez, am 26. August 1912.

Vertikales und Sächsisches.

Ramez. Das mit größter Spannung erwartete 100 km-Weißerhirsche-Jahren des Laufjäger-Radfahrerkundes wurde am Sonntag trotz des ungünstigen Wetters und total aufgeweichter Straßen abgehalten; nur wurde der Start infolge des schlechten Wetters um eine Stunde später verlegt. Die Bundeskameraden, welche die Kontrollen besetzt hielten, wurden hierdurch auf eine harte Geduldsprobe gestellt, denn erst 5.14 Uhr passierte Nr. 2 Fritz Vaber-Wiesla die Ramezer Kontrolle, nachdem er Nr. 1 abgehängt hatte. In Zwischenzeiten folgten weitere Fahrer. Als erster passierte in Jittau-Eckartsberg Fritz Vaber-Wiesla das Ziel, eine großartige Leistung, wenn man bedenkt, daß er die Strecke ohne Begleitung und Unterstützung von anderen Fahrern zurückgelegt und nebenbei noch durch geschlossene Bahnschranken und Schlauchbesetzt Zeitverlust erlitten hatte. Infolge dieses Mißgeschicks hatte er dennoch den 2. Preis errungen und den 3. Platz verwiesen. Würde Vaber eine ebenso günstige Position Nr. 22 wie Garten gehabt haben, so hätte sicher Vaber die Weißerhirsche in hervorragendem Maße gewonnen. Derartige vorzügliche Leistungen sind natürlich nur möglich, wenn der Fahrer hierzu ein stabiles und leichtlaufendes Fahrrad benutzte.

Ramez. Ein Zwischenfall im Bivak bildete am Dienstag den Gegenstand einer Verhandlung vor dem Kriegsgericht der 3. Division. Die Sache liegt schon 2 Jahre zurück und konnte nicht zur Erledigung kommen, weil der Angeklagte Max Billy Hantsche als Kohlenhändler und Heizer auf Dampfzügen große überseeische Reisen machte. Hantsche gehörte erst dem 103. Inf.-Regt. in Waagen an und absolvierte im Jahre 1910 eine Referendatur beim Ramezer Inf.-Regt. Nr. 178. Am 19. September bivakkierte das Regiment in der Nähe von Mittelbach. Hantsche hatte sich am Bellaufbau beteiligt, bei welcher Gelegenheit ziemlich viel Schnaps getrunken wurde. Später bog er sich noch nach Mittelbach und kniepte dort weiter. Auf dem Nachhausewege nahm er von einem Felde mehrere Kürbisse mit und verwendete sie am Lagerfeuer zu allerhand Allotria, z. B. als Fußbälle usw. Infolge des großen Lärmes kam der damalige Leutnant Kose zu der Gruppe der Soldaten und befahl, den schwer betrunkenen Hantsche zur Ruhe zu bringen. Bei dieser Gelegenheit gebrauchte der Offizier

dem Soldaten gegenüber einen zwar unkommentarischen, aber beim Militär alltäglichen Ausdruck. Hantsche verbat sich diese Titulation, worauf es zu einem Wortwechsel zwischen ihm und dem Offizier kam. Schließlich kamen auch noch ein Feldwebel und ein Sergeant hinzu, worauf Hantsche den Feldwebel auch anulierte. Der Leutnant gab darauf zwei Referenzen, die den am Feuer liegenden Hantsche zur Ruhe bringen wollten, den Befehl, ihn nach erfolgter Beruhigung wegzuschaffen. Hantsche meinte darauf: „Jetzt gehe ich gerade weg“, stand auf und verschwand im nahen Walde. Hier schlief er bis zum Morgen und war dann immer noch nicht ganz nüchtern. Die ärztlichen Sachverständigen, darunter Oberkassarzt Dr. Vennecke, bezeugten Hantsche als erlich belastet. Der Vater ist als Trinker in der Dresdener Gell- und Pfluge-Anstalt gestorben, auch ein Bruder soll starker Trinker sein, während Mutter und Schwester unter nervösen Verfassungen leiden sollen. Hantsche selbst kann nicht viel vertragen und hatte auch an dem fraglichen Abend — das Kontre hat sich nach Mitternacht abgespielt — so gut wie nichts gegessen. Oberkassarzt Dr. Vennecke sprach sich für die Zabiligung des eine Bestrafung ausschließenden § 51 (Ausschluß der freien Willensbestimmung) aus. Das Gericht sprach den Angeklagten darauf frei. — Hantsche vermochte sich auf nichts mehr zu besinnen. Die Anklage lautete auf Ungehörigkeit und Achtungsverletzung vor versammelter Mannschaft.

Röhrsdorf, 29. August. Die königliche Amtshauptmannschaft Großröhrsdorf macht bekannt, daß unter dem Schweinebestande des Rittergutsbesizers Lorenzsohn in Sack die Schweinepest ausgebrochen ist.

Döhrsdorf, 27. Aug. Vom Dittersbacher Jahrmarkt. Der unauslöschliche Regen am vorigen Sonnabend und Sonntag hatte unseren diesjährigen Jahrmarkt in höchst ungünstiger Weise beeinflusst, so daß am Sonntag wohl kaum halb soviel Besucher da waren, wie im vorigen Jahre, und viele auch nur kurzen Aufenthalt nahmen. Die sonst so idyllisch gelegene Marktwiese war derart aufgeweicht worden, daß dieselbe in kurzer Zeit einem wahren Schlammfeld gleich und nur noch auf notdürftig hergestellten Brettleisten zu passieren war. Wege, wer dazwischen trat. Am den Stiefel war es sofort geistlich, ja manche Fußbekleidung blieb im Schlamm stecken. Für viele Geschäftsleute waren die

Einnahmen am Sonntag gleich Null, und konnte der verhältnismäßig gute Besuch am Montag dies auch nicht wieder ausgleichen. Obwohl manche Hieranten sehr gut abgeschnitten haben, so hatten viele andere auch wieder alle Ursache, zu klagen, und kann von einem zufriedenstellenden Geschäft im allgemeinen nicht gesprochen werden. Hoffentlich gleicht sich das ein nächstes Mal wieder aus.

Löbau. Viel Geld muß die Schützengesellschaft bei dem kürzlich stattgefundenen Bundesfesten erbringt haben. Sie hatte sich nicht nur einen, sondern gleich mehrere Geldschranke von hiesigen Privatleuten für die Festdauer zum Aufbewahren des Geldes angeschafft. Nach dem Fest wurden nun verschiedene Gegenstände, darunter auch ein Geldschrank, auf dem Festplatz verkauft. Der neue Besitzer des Schrankes, ein hiesiger Blumenarbeitsant, probierte nun zu Hause die Schlüssel zu dem Schrank. Dabei fand er noch acht Hundert Mark in barem Gelde. Durchs Telefon wurde der Schützenober von dem Funde in Kenntnis gesetzt, der es aber zunächst nicht fassen konnte. Schließlich mußte er doch an die Tatfache glauben.

Dresden. Der deutsche Kronprinz und Prinz Eitel Friedrich von Preußen trafen am Mittwoch nach 3 Uhr hier ein, begrüßt von Sr. Maj. dem König. Nach der Bestätigung des Auftrages fand im Bankettsaal des Residenzschlosses zu Dresden abends 7 Uhr ein Fest zu 131 Gedecken statt, an der die in Dresden anwesenden Fürlichkeiten mit Gefolge und Ehrendienst teilnahmen. Einladungen waren außerdem ergangen an die Herren des diplomatischen Korps, die Staatsminister, die eingetroffenen Armeekorps, den preussischen Kriegsminister, den Chef des Generalstabes der Armee, die Inspektoren der Spezialwaffen sowie an die Spitzen der staatlichen und städtischen Behörden. Um 9 Uhr reichte sich an die Tafel eine Abendgesellschaft im Rarmorsaal. Am Donnerstag früh hatten sich Sr. Maj. der König sowie Sr. Kaiserl. Hoheit der deutsche Kronprinz und die übrigen nach Dresden gekommenen Fürlichkeiten zur Parade nach Zeitz abgeben. — Der große Zapfenstreich wurde am Donnerstag abends 9 Uhr auf dem Theaterplatz ausgerufen.

Zeitz, 29. Aug. Der König von Sachsen, Kronprinz Wilhelm und die sächsischen Prinzessinnen sind heute vormittag um 9 Uhr 40 Min. von Dresden nach Zeitz abgereist, wo die Ankunft um 10 Uhr 40 Min. erfolgte.

Die in Dresden anwesenden Gäste des Königs waren bereits um 9 Uhr 21 Min. nach Zeitz abgereist, ebenso die sächsischen Prinzen und die zur Parade geladenen militärischen Gäste. Die Parade hatte wegen der großen Anzahl der in Parade stehenden Truppen besonderer Vorbereitungen bedurft; für die auf dem linken Elbufer liegenden Truppen waren für den Anmarsch drei Kriegsbrücken geschlagen, bei Moritz, Groda und Göhlitz, die schon am 7 Uhr morgens überfritten wurden. Die Truppen standen in zwei Treffen östlich des Barackenlagers, das 12. Korps auf dem rechten Flügel, im ersten Treffen die Fußtruppen, im zweiten Treffen die berittenen Waffen. Die Fußtruppen und die Feldartillerie waren in Treifkolonne, die Kavallerie in Regimentskolonne aufgestellt. Die Parade befehligte der kommandierende General des 19. Armeekorps v. Kirchbach. Als der König und seine Gäste um 11 Uhr auf dem Paradeplatz erschienen, wurde präsentiert und drei Quartas ausgebracht. Hierauf wurden die Fronten abgeritten, was unannehmlich eine Stunde dauerte. Dann nahm der König die Rapporte der Kriegervereine und Sanitätskolonnen entgegen.

Großhain, 29. Aug. Der Anstich, auf dem Fahrrad freihändig zu fahren, ist in Rückenberg der 17 jährige Hauptmann zum Opfer gefallen. Er verunglückte dabei so schwer, daß seine Überführung ins Baughammerische Krankenhaus sich notwendig machte, wo er seinen Verletzungen erlegen ist.

Das Gebäude des Konsumvereins an der Gustav-Beck- und Hasenkasse in Reizen, das die Dampfbackerei mit Hauptlager und die Verwaltungsräume aufnehmen soll, ist mit 225 000 Mark veranschlagt. Die außerordentliche Generalversammlung des Konsumvereins beschloß ferner die Errichtung einer Spalkasse.

Bilzgergung. Eine schwere Bilzgergung zog sich der frühere Restaurateur Carl Wader aus Brand-Sebisdorf zu. Er hatte am Nachmittag Biere getrunken, worauf sich alsbald schwere Krankheits Symptome zeigten. Wader schwebt in Lebensgefahr.

Berschauer. Ein schwerer Unfallsfall ereignete sich auf der Kohlenzeche „Konfordia“ bei Dörsch. Die Arbeiter Sagemann und Jzland wurden durch herabstehende Kohlenmassen vereschtet. Seit in der letzten Nacht vor 12 Uhr gelang es, beide als Beutchen zu bergen. Engelmann war verheiratet und Vater von 2 Kindern, Jzland unverheiratet.

Für und wider die Todesstrafe.

Am 4. bis 6. September d. J. in Wien abgehaltenen deutschen Juristentage wird u. a. über Abschaffung und Beibehaltung der Todesstrafe im kommenden österreichischen und deutschen Strafgesetzbuch verhandelt werden. Die Neue Freie Presse ist in der Lage, schon jetzt zwei Gutachten zu veröffentlichen, die aus berufenen Federn stammend, zu dieser bedeutungsvollen Frage Stellung nehmen. Das erste stammt von Prof. Dr. Riepmann (Wien). Prof. Riepmann beginnt sein Gutachten mit der Feststellung, daß die Strafgesetzgebung nur dann ein Recht hat, an der Todesstrafe festzuhalten, wenn sie unentbehrlich ist. Bietet sich der Nachweis erbringen, daß die Abschaffung der Todesstrafe heute kein gefährlicher Versuch mehr ist, sondern ohne Schaden für die Rechtssicherheit des einzelnen, wie die Erhaltung des Staatsorganismus durchgeführt werden kann, so ist damit die Entbehrlichkeit der Todesstrafe für den modernen Staat dargetan. — Die

absichtliche Wirkung der Todesstrafe rechtfertigt, sagt man, dieses äußere Mittel des Staatszwanges; diese Behauptung wird von Riepmann einer eingehenden Untersuchung unterzogen. Es werden verschiedene Gründe dafür angeführt, daß die Strafandrohung als gänzlich untaugliche Hemmungsvorstellung erscheint. Eltern, die durch größte Nahrung Sorgen sich zu dem Entschluß allmählich festmachen, ihr Kind zu töten, Männer, die durch jahrelange Verbitterung und Lieblosigkeit bestimmt werden, die ungeliebte oder allmählich gehägte Frau zu belästigen — in allen solchen Fällen pflegt die Tat der ganz plötzliche Abschluß einer Seelen- tragödie zu sein, in deren Entwicklung ganz allmählich der Abscheu vor der Tat verdrängt und dem immer tiefer wurzelnden Entschluß zur Tat gewichen ist. — Eine andre Gruppe von Mordtaten bilden die aus politischem oder anarchischem Fanatismus handelnden. Niemand, der diese Menschen oder die Literatur über ihre Taten kennt, kann es heute auch nur im geringsten zweifelhaft sein, daß gerade bei ihnen die abschreckende Wirkung der Todesstrafe vollkommen fehlt; ja wir wissen von vielen anarchischen Mordern, daß der Gedanke, auf dem Schafott als Märtyrer für eine „Idee“ zu enden, auf das Hirn dieser Menschen nicht abschreckend, sondern geradezu aufreizend wirkt! Den entscheidenden Grund für die Abschaffung der Todesstrafe sieht aber Riepmann in ihrer

Unwiderruflichkeit.

Jede, auch die schwerste Strafe kann aufgehoben werden, wenn sich nachträglich der „Wahrpruch“ als „Falschspruch“ erweist; die vollstreckte Todesstrafe aber ist nicht wieder zurückzumachen. Das Gutachten bezieht sich eingehend auf die Möglichkeit von Justizirrtümern und gelangt zu folgendem Ergebnis: „Die mir gestellte Frage, ob die Todesstrafe beibehalten werden soll, beantwortet sich für die Zivilstrafgesetzbücher Deutschlands und Österreichs, soweit es sich nicht um Ausnahmestände der Revolution, des Kriegszustandes oder kolonialer Verhältnisse handelt, mit „nein“. — In einem entgegengesetzten Ergebnis kommt Professor Finger in seinem Gutachten. Er führt aus: Für die Entscheidung des Streites um Abschaffung oder Beibehaltung der Todesstrafe sind zwei Fragen zu beantworten: 1) Erfüllt das Gesetz, das eine Todesstrafe kennt, seinen Zweck als Drohung? 2) Sprechen irgend welche Gründe gegen den Vollzug der Todesstrafe? Die erste Frage ist zu bejahen. Die Verbrecher sind meist stark selbstsüchtige Naturen; auf solche wirkt die Vorstellung des Verlustes des Lebens abschreckend. Hierzu kommt, daß dieser Tod ein schimpflicher ist, wodurch die abschreckende Wirkung noch erhöht wird. Als ein

wesentlicher Mangel der Todesstrafe,

der gegen den Vollzug derselben spreche, wird die Unwiderruflichkeit herangezogen. Der Einwand wiegt indessen nicht so schwer, als gemeinhin angenommen wird. Bei der Todesstrafe ihrer Natur nach unwiderruflich ist, wird sie meist gestrichelt, d. h. durch die Strafmittel. Auch trifft der Einwand der Un-

widerruflichkeit keineswegs die Todesstrafe allein; auch die andern Strafmittel sind nicht ohne weiteres widerrieflich. Die Jahre, die jemand infolge eines Justizirrtums im Zuchthaus verbracht hat, sind unwiederbringlich verloren, die Einbuße an Gesundheit, Körperlicher und geistiger Spannkraft ist nicht zu erregen. Zugunsten der Beibehaltung der Todesstrafe wäre noch ein Moment zu erwähnen, das insbesondere auch in den Gründen eine Rolle gespielt hat, die die Verfasser des österreichischen Vorentwurfs veranlaßt haben, auf diese Strafe in dem Vorentwurf nicht zu verzichten: es ist die Schwierigkeit, für die abzuschaffende Todesstrafe eine Ersatzstrafe zu finden. Zweifellos gibt es heute noch Verbrechen, deren Begehung einen solchen Abgrund von Scheußlichkeit darstellt, daß es nimmer dem

Berechtigtigkeitsgefühl der Gesellschaft

entsprechen würde, derartige Menschen einfach zu einer lebenswärtigen Anhaltung in Kerkermauern, die mit keinerlei weiteren Abeln verbunden ist, zu verurteilen. Professor Finger erinnert hier an den Mörder der Kaiserin Elisabeth und an jene französischen Verbrecher, die aus weiblicher Lust an Grausamkeit einen kleinen, zehn-jährigen Jungen banden, ihn auf die Schienen des heranbrausenden Fußweges warfen und im Versteck sich an dessen Qualen weideten. Diese Beispiele zeigen, daß es ein Maß von Schließlichkeit gibt, demgegenüber jedes andre Mittel, als das der Vernichtung, ein zu geringes ist. Aus allen diesen Gründen beantwortet Professor Finger die vom Juristentage gestellte Frage: „Ist die Todesstrafe im künftigen deutschen und österreichischen Strafgesetzbuch beizubehalten?“ bejahend. — Schon die abweichende Stellungnahme dieser beiden hervorragenden Gelehrten läßt erkennen, daß auch auf dem bevorstehenden Juristentage, wie schon mehrmals, um die Abschaffung oder Beibehaltung der Todesstrafe eine äußerst lebhaft debattiert entbrennen wird.

Politische Rundschau.

Deutschland.

Das Befinden Kaiser Wilhelms, der in Wilhelmshöhe an einer Erkältung, verbunden mit einem schmerzhaften, aber ungesährlichen Rheumatismus der rechten Halsmuskulatur erkrankt ist, hat sich bereits so weit gebessert, daß der Monarch am Dienstag auf einige Stunden das Bett verlassen konnte. Dem Kaisermandat wohnte der Monarch zwar nicht bei, doch bleiben im übrigen die Reisepläne des Kaisers unverändert. Das Gerücht, die Reise nach der Schweiz sei abgelehnt worden, trifft also nicht zu. — Aber die Erkrankung des Kaisers ist der folgende amtliche Bericht ausgegeben worden: „Nachdem ich am Freitag, dem 23. August schon eine Steifheit der rechten Halsmuskulatur gezeigt hatte, machte sich am Tage darauf unter Schüttelfrost und starkem Reaktionsgefühl eine Anschwellung der rechten Halsseite bemerkbar. Bei der Untersuchung fand sich eine Schwellung der rechten Gaumenmandel und große Schmerzhaftigkeit der rechtsgelegenen Drüsen. Das sehr erheblich gesteigerte Allgemeinbefinden hat sich inzwischen wieder gehoben. Die Fiebererscheinungen haben sich verloren und die Entzündung ist im Rückgang begriffen. Immerhin besteht noch eine derartige Bewegungshemmung und Schmerzhaftigkeit der Halsmuskulatur, daß Seine Majestät doch gezwungen sind, sich noch einige Tage völlige Schonung aufzuerlegen.“ — In Vertretung Kaiser Wilhelms wohnte der Kronprinz mit seiner Gemahlin den Festlichkeiten in Merseburg bei. Er verlas auf dem Ständehaus eine kaiserliche Botschaft, in der Kaiser Wilhelm sein Bedauern ausdrückt, auf den Besuch Sachsens verzichten zu müssen. Zugleich bringt die Botschaft die herzlichsten Wünsche für das weitere Gedeihen der Provinz zum Ausdruck.

Als ausschließlicher Kandidat für den Kölner Erzbischofsstuhl, als Nachfolger für den kürzlich verstorbenen Erzbischof Müller, wird jetzt von gutunterrichteter Kölner Seite der dortige Domkapitular Dr. Blauf genannt.

Nach dem Finanzplan der Reichsfinanzverwaltung ist vorgesehen, daß die Anforderungen der Schutzgebiete an den Reichshaushalt in der Finanzperiode von 1913 bis 1917 einen gewissen Beharrungsstand erreichen werden. Man nimmt an, daß sich die jährlichen Reichszuschüsse in den künftigen Etats für die Kolonien in der bisherigen Höhe mit rund 29 Mill. Mk. bewegen werden, und zwar für Ostafrika mit 3 650 000 Mk., Kamerun mit 2 350 000 Mk., Südwestafrika mit 13 900 000 Mk., Neu-Guinea mit 1 210 000 Mk. und Siam mit 7 Mill. Mk. Togo und Samoa erhalten bekanntlich keine Reichszuschüsse, da sie ihre fortlaufenden Ausgaben aus eigenen Einnahmen decken.

Balkanstaaten.

Die Spannung auf dem Balkan hält unvermindert an. Zwar wird von italienischer Seite bestätigt, daß in der Schweiz Friedensverhandlungen zwischen Italien und der Türkei schweben; indessen ist man in Bulgarien, Montenegro und in Serbien der Hoffnung, daß nicht so sehr der Krieg mit Italien, als die inneren Wirren die Kriegstätigkeit der Türkei beeinträchtigen. Diese Sachlage will man sich zunutze machen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese drei Staaten Kriegsvorbereitungen treffen und man munkelt, daß Rußland ihnen zumindest nicht von ihrem Vorhaben abrat. Angesichts dieser kritischen Lage ist es doppelt anerkennenswert, daß Österreich-Ungarn sich angelegentlich um den Frieden bemüht. Graf Berchtold, der Minister des Äußeren, ist von einer Reise nach Bulgarien heimgekehrt, von wo er die Versicherung mitgebracht hat, daß Rumänien sich auf keine Balkanabenteuer einlassen werde. Offenlich gelingt es den vereinten aufrichtigen Bemühungen der Mächte, auch die übrigen Balkanstaaten davon zu überzeugen, daß die Zeit zur „Lösung der Balkanfrage“ denkbar schlecht gewählt ist.

Afrika.

Der französische Oberkommandierende General Lyauté, der sich mit dem größten Teile der ihm zur Verfügung stehenden Streitkräfte gegen die Truppen des Gegenkultans El Giba gewandt hat, läßt die Regierung vollständig im Ungewissen über den Ausgang seiner Expedition. Man weiß nur, daß die Franzosen in einzelnen Vorkampflagen das Feld behauptet haben. Was aber aus der Hauptmacht El Giba und aus den in Marrakech gefangen gehaltenen Franzosen geworden ist, weiß in Paris niemand. Man ist dort übrigens überzeugt, daß die auffallend gute Organisation und Bewaffnung des El Gibischen Anhangs nur durch europäische und aller Wahrscheinlichkeit nach durch spanische Unterstützung zustande kommen konnte. Deswegen und wegen der sich häufenden Beschwerden französischer Zivil- und Militärorgane in Marokko gegen die Parteilichkeit spanischer Kolonisten und Konsulatsbeamten für die französisch-englischen Stimmungen hat die französische Regierung in Madrid Klärung erbeten.

Das Reichseinigungsamt.

Halbamtliche Aufstellungen zufolge wird im Reichsamt des Innern an einem Geheimgewerbe die Einrichtung eines Reichseinigungsamtes gearbeitet. Man hofft auf diese Weise die Arbeitskämpfe an Umfang und Stärke zu vermindern und unter Band vor schwerer Erschütterungen zu bewahren, denen andre Industrien in letzter Zeit ausgegesetzt gewesen sind. Es kann gar keine Frage sein, daß ein Reichseinigungsamt eine äußerst erfreuliche Einrichtung wäre, wenn es nur die daran geknüpften Hoffnungen erfüllt und erfüllen könnte. Der ganzen Natur untrübe Wirtschaftskämpfe nach scheint das aber völlig ausgeschlossen. Wir

haben ja erst kürzlich beim letzten großen Streik in England die Erfahrung gemacht, daß ein

Verfagen der Einigungsämter

nicht nur im Bereiche der Möglichkeit liegt, sondern durchaus wahrscheinlich ist. Von mancher Seite wird allerdings immer wieder behauptet, daß „Friedenseinrichtungen“ und eine gezielte Regelung der Kartellverträge ein unerschöpfbares Mittel seien, um wirtschaftlichen Kämpfen, die an sich ja unvermeidlich sind, alle Bitternis zu nehmen. Man übersieht dabei nur, daß es nahezu keine Möglichkeit gibt, den Schiedssprüchen der Einigungsämter die Anerkennung sowohl der Arbeitgeber, wie die der Arbeitnehmer zu sichern und daß es ebenso unmöglich ist, den Kartellverträgen Vertragsstreue der Beteiligten zu erzwingen. Nun soll der in Vorbereitung befindliche Entwurf zwar eine Bestimmung enthalten, die gegen die streitenden Parteien

gewisse Zwangsmittel

vorzieht. Aber diese können sich doch immer nur in sehr engen Grenzen halten. Man wird Arbeitgeber und Arbeitnehmer dem Verhandlungszwange unterwerfen, d. h. sie durch Strafandrohung zwingen, den Schiedsbescheid zu befolgen, aber damit dürfte die Macht des Einigungsamtes (wenn es nicht größere Verbitterung anstatt des Friedens bringen will) zu Ende sein. Niemand wird eine Partei, deren Ansprüche im Einigungsamt abgewiesen oder gemindert worden sind, zwingen können, sich dem Schiedsspruch zu fügen. Aber selbst, falls durch einen Schiedsspruch ein Ausgleich zustande käme, so ersieht es doch mehr als fraglich, ob diese Einigung von längerer Dauer wäre, ob nicht auf dem bisher üblichen Wege der

Streiks und Aussperrungen

Arbeitnehmer und Arbeitgeber bestrebt sein würden, ihre Forderungen durchzusetzen. Bei der ganzen Struktur unseres Wirtschaftslebens, das nicht getrennt von der Entwicklung der Parteien betrachtet werden kann, ist zu befürchten, daß das Reichseinigungsamt, wenn es zustande käme, seine soziale Friedensmission nur unvollkommen erfüllen könnte. Auf der andern Seite ist nicht zu verkennen, daß durch das Reichseinigungsamt, in dem die Verhandlungen natürlich öffentlich geführt werden müßten, der Blick weiter Kreise auf die Gegensätze in unserem Wirtschaftsleben gelenkt würden. Jedemfalls wird ja den Interessenten noch Gelegenheit gegeben werden, zu dem Entwurf des Reichs-amtes des Innern Stellung zu nehmen, und wie immer, wird sich auch hier aus dem Streik der Meinungen das Brauchbare absondern.

M. A. D.

Heer und flotte.

Der Bedarf an Kraftfahrtruppen hat eine solche Steigerung erfahren, daß er durch die beim Kraftfahrbataillon ausgebildeten Mannschaften zurzeit noch nicht gedeckt werden kann. Mit Rücksicht hierauf wurde die Generalinspektion des Militär-Verkehrswesens ermächtigt, 381 Mann der Reserve anderer Waffen, die sich zur Verwendung bei den Kraftfahrtruppen eignen (z. B. Kraftwagenfahrer, Automobilmonteure, Automobilschlosser und Leute verwandter Berufsarten) auf dem Gebiete der Eisenindustrie) und bisher bei dem Kraftfahrbataillon weder gedient, noch gelibt haben, zu einer vierwöchigen Übung bei diesem Bataillon einzuziehen. Außer diesen Mannschaften des Beurlobenstandes werden noch 250 Mann der Reserve auf 28 Tage sowie 100 Mann der Landwehr der Kraftfahrtruppen auf 14 Tage eingezogen. Auch bei den Telegraphentruppen werden zahlreiche Mannschaften des Beurlobenstandes eingezogen, darunter auf 42 Tage 105 Mann aus der Reserve der bei den Telegraphen-Bataillonen im Dienst der Fernsprechanstalten ausgebildeten der Infanterie. Diese Mannschaften werden auch bei den Kaisermandern Verwendung finden, wo sämtliche Infanterie-Regimenter mit dem Feldfernprechgerät ausgestattet sind, das die Truppe während des Gefechts mit den vorgelegten Stellen zu verbinden hat.

Durch eigene Kraft.

10] Novelle von Hans Sings.
„O, ich habe eine gute Natur. Ich bitte Sie, überlassen Sie das mir und legen Sie meiner Entlassung kein Hindernis entgegen.“
„Nun, so mögen Sie Ihren Willen haben.“
Karl wurde entlassen, bestieg sein Pferd und ritt letzten Herzens davon. Aber er hatte sich über seine Kräfte doch getraut. Denn als er etwa eine halbe Stunde unterwegs war, fühlte er, wie ihn die Schwäche und Schwindel allmählich übermannten. Mit Gewalt wollte er sich aufrechterhalten, denn wieder nach dem Bagarett zurückzukehren, schien ihm eine Unmöglichkeit, der er sich nicht ausliehen durfte.
Aber er war diesmal seinem Feinde nicht gewachsen. Sofer und lofer hielt er die Zügel, bis sie zuletzt seiner Hand ganz entglitten. Er befürchtete, vom Pferde zu fallen und wollte absteigen. Da, als er die Fäße aus den Bügeln gehoben hatte, sank er widerstandslos zu Boden. Noch fühlte er, wie das Pferd ihn beschwänkelte und sich dann entfernte. Wie im Traume hörte er das Gebell eines Hundes, dann schwand ihm die Sinne. —
Karl Wilde war verschollen. In den Verzeichnissen des Regiments stand sein Name unter den Vermissten.

Während Karl auf dem Schlachtfelde dem Feinde gegenüberstand, hatte seine Schwester Elise im väterlichen Hause manchen Kampf zu bestehen, der kaum weniger Mut und Aus-

dauer erforderte, als jener Kampf auf dem Schlachtfelde.

Ihr Feind war die nimmer ruhende Mißgunst der Stiefmutter, die sich bald zum offenen Haß gesteigert hatte. Die Waffen, mit denen Elise diesen Feind bekämpfte, waren Fleiß, Geduld und ihr inniges Gottvertrauen.
Wie hatte die Mutter aber Karls Abschied aus dem Vaterhause triumphiert! Denn eines Teils war sie mit ihm den gefürchteten Feind losgeworden, der ihr auf die Dauer im Hause und bei der Bürgerchaft hätte gefährlich werden können, andernfalls gab ihr dieses Hinweggehen in die gefährvolle Fremde auch Gelegenheiten, aber den „Abenteurer“ und „arbeitscheuen Tagelöhner“, wie sie Karl nannte, den verläumderten Mund nach Belieben aufzureißen. Das Elise dabei auch ihre einzige Stütze verlor und gewissermaßen an Gnade und Ungnade der Stiefmutter überlassen blieb, war der dritte Vorteil, den die letztere aus ihres Stiefsohnes Abschied gewann.

Und diesen Vorteil nutzte sie mit einem wahrhaft dämonischen Raffinement aus. Die schwersten und unangenehmsten Arbeiten lud sie auf Elises Schultern, jede noch so freche und plumpe Lüge war ihr recht, mit der sie den Charakter des Stiefsohnes verdächtigen konnte. Sie war täglich und stündlich darauf bedacht, ihr das herbe Loß zu bereiten und den Schein zu verbreiten, als ob sie es auch verdienen. Und wenn sie das arme Mädchen mit Schelten und Flüchen, mit Tadeln und Verleumdungen den Tag über gehetzt hatte, so klagte sie am Abend, daß es schwer sei, eine gute Stief-

mutter zu sein, und daß sie dieses Loß keinem Weibe auf Erden wünschen wolle.

Dieses Weib hatte die schreckliche, aber glücklicherweise nicht häufig vorkommende Eigenschaft, daß sie alles, was sie berührte, in kein Gegenstand verkehrte. Jener sogenannte Mißbrauch durfte nicht anfallen, daß sich nicht unter seinen Händen in Gold verwandelt hätte; in ihren Händen, in ihrem Munde wurde das Edelsteine zum Gemeinen. So war Elises Fleiß in ihren Augen gewisse Bosheit, ihre Geduld Halsstarrigkeit und Trotz, in ihrer stillen Frömmigkeit sah nichts als heuchlerische Frömmerei. Überhaupt sah sie in Elises Tugenden einen fetten Vorwurf, den sie in ihrer Weise zu entkräften suchte. „Des Bösen Großmutter“ nannten sie diejenigen, die sie näher kannten und sie hatten nicht unrecht damit. Sie hätte etwas darum gegeben, wenn sie Elise irgendeine Schande, eine wirkliche, verbiente, schmachvolle Schande auf ihr reines Haupt hätte legen können. Daß Karl nicht mehr das väterliche Haus betreten würde, daß er, hoffte sie, würde der Krieg sorgen; und wenn Elises Leben nicht ebenso gefährdet war, wie das ihres Bruders, so konnte man der Stiefmutter wenigstens keine Schuld daran beimessen. In ihrer Bosheit übertraf sie noch ihren Ruf. Sie war ein Weib, vor dem selbst dem Bösen grauen mußte.

Suchte man nach einem menschlichen Zuge in dem Wesen dieses Weibes, so konnte man ihn in dem Verhältnis zu ihren beiden Söhnen finden. Diese, Paul und Guitas, liebte er erst elf Jahre alt, offenbarten in ihrem Charakter die Gutmütigkeit des Vaters und waren des-

halb von Elise sowohl, als auch von ihren Spiel- und Altersgenossen wohl geliebt. Aber sie zeigten sich zugleich von so mangelnder geistiger Begabung, so einfältig und ungeschickt, daß sie weder in der Schule noch im Hause zu gebrauchen waren. Das war ein Mangel, den alle Welt merkte, nur die Mutter sah ihn nicht, und wer sie etwa darauf aufmerksam machen wollte, hatte es mit ihr verborgen.

Nur kam die Rohheit ihres Wesens auch diesen Kindern gegenüber in heftigen Schlägen und gemeinen Scheltworten oft genug zur Geltung, aber das Gefühl, daß sie verpflichtet sei, für sie zu sorgen, der Umstand, daß sie für sie geizig und zusammenkräfft, für sie log und betrog, verriet doch ein Gefühl von Mutterliebe. Diese beiden Knaben, das hatte sie oft genug ausgesprochen, sollten einst reich und geehrt in der Welt bestehen.

Aber der im Himmel lag, lagte ihrer verderblichen Pläne, das „Menetekel“, „gewogen und zu leicht gefunden“, war längst in das Buch ihres Lebens geschrieben.

Zunächst empfand sie den grimmigsten Ärger darüber, daß von Karl häufig Lebenszeichen in Gestalt von Briefen und Karten eintrafen. Man sah es denselben an, daß sie im Felde auf dem Pferde oder auf der Erde geschrieen waren, daß nur ein Baumstamm oder ein altes Brett als Stütz- und Unterlage gedient hatten. Meist waren es Bleistift-Notizen, die manchmal nichts weiter, als die innere Seite eines Kuvertes bedeckten. Immer aber sprach sie davon, daß Karl trotz aller Gefahren und Strapazen wohlhaft sei und seinen schließlichen Mut bewahre.

Von Nah und fern.

PR Belehrung auf Streichholzschachteln. Die Großherzogin von Hessen hatte im vorigen Jahre auf der Dresdener Hygiene-Ausstellung Streichholzschachteln gesehen, die in Argentinien zur Verpackung von Streichhölzern benutzt werden und auf denen sich kurzgefähte Vorbeugungsmittel gegen die Tuberkulose aufgedruckt befinden. Diese Idee gefiel der Großherzogin so gut, daß sie sich mit der heimischen Streichholz-Industrie in Verbindung setzte, um diese Methode auch in Deutschland zur Einführung zu bringen. Sie hat dies jetzt auch erreicht, denn einige namhafte Firmen werden demnächst die belehrenden Streichholzschachteln in den Handel bringen. Der Preis der Streichhölzer soll hierdurch keine Erhöhung erfahren.

Ein neuer Trick des Sacharinschmuggels ist in Vindau entdeckt worden. Dort mußte von dem nachts durchkommenden D-Zug Zürich-München ein Wagen abgehängt werden. In den Harmonikafallen des Wagens wurden achtzehn Kilogramm Sacharin gefunden. Die Schmuggler wurden nicht entdeckt.

Das bairische „Ohrwachtl“. Während des Martes in Erding (bei Augsburg) kam es, als der Alkohol seine Wirkung getan hatte, zu Streitereien. Einer der Kaufbolde schmitt dabei mit einem scharfen Messer einem Postbeamten fast das halbe Ohr weg. Das Ohr hing nur noch lose herab. Der Postbote rief hierauf feilenrübend das Ohr ganz ab und warf es auf den Tisch zwischen die Streitenden mit den Worten: „Do sönn's das Ohrwachtl a no hab'n!“

Aus Unvorsichtigkeit den Bruder erschossen. Auf der Feldbahn bei Würzburg in Bayern hat der Mühlenbesitzer Stasi aus Unvorsichtigkeit seinen Bruder erschossen.

Raubtentat eines Eisenbahnfahrers. In Aulzig (Böhmen) wurde die Verkaufsstelle eines in der Nähe der Dampfschiffhaltestelle gelegenen Tabakverkaufsstelle in dem Augenblicke, als sie den Laden mit der Tageseinnahme von 88 Kronen verlassen wollte, von einem Manne ergriffen, in den Laden zurückgestoßen, bis zur Bewußtlosigkeit gewürgt und des Geldes beraubt. Der Täter hatte aber kaum mit seiner Beute den Laden verlassen, als das ohnmächtig gewordene Mädchen erwachte und um Hilfe schrie. Der Flüchtende, von Eisenbahnbedienten verfolgt, sprang in den Bielafluß, wurde aber von Fischern in den Rahn gezogen. Auch ein zweiter Versuch, schwimmend zu fliehen, wurde vereitelt. Der Täter, in dem ein Schaffner der Aulzig-Teplitzer Eisenbahn festgestellt wurde, konnte schließlich dem Bezirksgericht übergeben werden. Das Geld hatte er auf der Flucht auf die Straße geworfen.

Ein tobjüchtiger Korporal. Ein Korporal, der in Bemberg bei einer Fabrik mit Arbeitern am Kopfe verkehrt wurde, bekam kurz darauf in der Kaserne einen Tobsuchtanfall. Er begab sich mit drei geladenen Gewehren und zahlreichen Patronen in ein Mannschaftszimmer im zweiten Stockwerk und feuerte gegen jeden, der die Tür des Zimmers öffnen wollte, Schüsse ab. Die Feuerwehr wurde herbeigerufen, die auf den Tobsüchtigen aus einer Feuerpritze Wasser gab. Schließlich wurde die Mutter des Tobsüchtigen geholt, die sich entschloß, bis zu ihrem Sohne vorzudringen, und ihm Brandwein in einer Flasche anbot. Der Kranke griff nach der Flasche. Im selben Augenblicke fielen sechs Soldaten über ihn her und überwältigten den Kranken.

Wieder ein Unfall eines französischen Unterseebootes. Das französische Unterseeboot „Silure“ hat bei einer Übungsfahrt in der Gegend von Brest einen Unfall erlitten. Die Schraubewelle des Bootes brach und die Schraube selbst geriet in Verlust. Das ist in diesem Jahre das 11. französische Unterseeboot, das bei Übungsfahrten zu Schaden gekommen ist.

Der „Jar von Jerusalem“. In Petersburg starb dieser Tage im Armenkrankenhaus an einem Krebsleiden der 60 Jahre alte Fürst von Roussignan, Prinz von Cypern, ein direkter

Nachkomme der Bourbonen. Der betarnte Fürst ging stets in schmiegiger Generalsuniform, deren Knieklappe mit drei Kronen gezieret waren. Er führte bei den dunklen Gesichtszügen Petersburger des Spitznamen „Jar von Jerusalem“. Sein Vater war russischer General. Der jetzt verstorbene Fürst mußte wegen Hochstapelen den Militärdienst verlassen und kam immer tiefer, bis er sich zuletzt nur in Nachschüssen und Verdrehereien herantrieb.

Ein neuer Brand in Konstantinopel. Schon wieder ist die türkische Hauptstadt durch eine große Feuersbrunst heimgesucht worden. Im Industrieviertel von Stambul brach nachmittags ein Feuer aus, das in vier Stunden etwa zweihundert Häuser und Läden, darunter

unter Führung des Arztes Dr. Lorenz in Jagdschutz auf, überflog die Billaletal und Tuzur Alpen, die Niesenfernegruppe und den Großglöckner und landete glatt bei Heiligenblut im Nöthtal.

Vom 20. bis 26. August fand an der französischen Küste bei St. Malo ein Wasserflugzeugwettbewerb statt, der bedeutsame Ergebnisse zeitigte. So hatten am letzten Tage die Flieger nach der englischen Insel Jersey und von dort zurück nach St. Malo zu fliegen und dabei eine Strecke von 150 Kilometern auf offener See zurückzulegen. Das Wetter war sehr ungnädig, der Wind wehte mit acht Sekundenmetern und es regnete. Der Start begann um acht Uhr; bald nach neun Uhr

Zur Manöverreise des Kaisers nach der Schweiz.



Der Kaiser wird auf seiner Schweizer Reise die Städte Basel, Zürich, Bern, Interlaken, Luzern und Schaffhausen besuchen, im Berner Oberland ein oder zwei Tage verbringend, vor allem aber den großen Wandern des dritten eidgenössischen Armeekorps beobachten. Das Manöver findet in der Ostschweiz, hauptsächlich in der Gegend von Inter-Lodenzburg statt. Der Kaiser wird nicht im Randbergelände

wohnen, sondern sich am 4. und 5. September von Zürich über Yvet dorthin begeben. Auf dem Oberg, einer Anhöhe, die das Manderterrain beherrscht, wird ein Zelt errichtet werden, in dem der Kaiser sein Frühstück einnehmen wird. Nach Schluß des Manövers kehrt der Monarch nicht nach Zürich zurück, sondern fährt über Yvet direkt nach Bern.

hieben Mietslothern und ein 110 Zimmer zählendes Warenhaus, ferner eine Mühle zerstörte. Der Brand entstand dadurch, daß ein Lehrling in einer Tischlerei, der heimlich eine Zigarette rauchte, sie, als er von seinem Meister überreicht wurde, unbedacht in einen Haufen Holzspäne warf.

Republik und Kaiser. Wie die Tgl. Nösch. aus Rio de Janeiro erfährt, führte bei den Debatten in der Kammer über den Vorschlag, die Leiche des früheren Kaisers Dom Pedro II. nach Brasilien zurückzubringen, der brasilianische Dichter und Abgeordnete Netto aus: Kaum ein Souverän der Welt verbiete seitens eines republikanischen Volkes eine derartige Verschönerung, wie Dom Pedro. Als (am 15. November 1889 infolge einer Militärrevolution) die Republik ausgerufen wurde, habe er erklärt: „Es ist der Wille meines Volkes, ich gehorche.“ Auch habe er jede Willkür zurückgewiesen. Es ist sicher, daß der Vorschlag, seine Leiche nach Rio de Janeiro zurückzuführen, von der Kammer mit großer Mehrheit angenommen wird. — (Dom Pedro II. ist 1891 in Paris gestorben.)

Luftschiffahrt.

Der Freiballon „Zeppelin“ des Herrn für Luftschiffahrt in Tirol hat einen bemerkenswerten Flug über die Alpen gemacht. Er flog

tamen die Flieger rasch nacheinander auf der englischen Insel an, wo sie eine halbe Stunde lang verweilen durften. Gegen 11 Uhr vor-mittags sah man von St. Malo aus den Flieger Labouret wieder am Horizont erscheinen, dicht hinter ihm Wegmann. Es entwickelte sich nun ein scharfer Wettkampf, aus dem Labouret als Sieger hervorging. Er erhielt den ersten Preis. Labouret hatte einen Passagier mit sich

Gerichtshalle.

Berlin. Als Entschuldigend für Mord-diebereien haben zwei Angeklagte vor dem Landgericht die zurecht herrschende Fleischnot angegeben. Wegen gewerkschaftlichen Widerstands waren die Bauarbeiter August H. und August St. angeklagt. In den Monaten Mai und Juni d. J. wurden sie in der Bittenauer Feldmark auf scharfer Lat abgefahrt. Vor Gericht waren beide Angeklagte geständig. Der Angeklagte H. erklärte, daß er nur deshalb gewillert habe, um wenigstens einmal wieder ein ordentliches Stück Fleisch essen zu können; dies habe er bei den teuren Fleischpreisen sich seit langer Zeit nicht mehr leisten können. Der Staatsanwalt beantragte je fünf Monate Gefängnis. Das Gericht sah die Sache jedoch milder an, da die Angeklagten, wie nicht zu widerlegen sei, in der Not gehandelt hätten. Das Urteil lautete gegen H. auf zwei Monate und gegen St. auf einen Monat Gefängnis.

Nauch. Ein Kolbringer wurde wegen Entziehung der Wehrpflicht verhaftet, obgleich er im deutschen Heere zwei Jahre gedient hat. Das französische Kriegsgericht verurteilte ihn zu einem Monat Gefängnis, da er Franzose sei. Er muß nun in Frankreich nachdienen.

Englische Stimmrechtlerinnen im Gefängnis.

PR Die Zahl der wegen Eigentumsvergehen, Sachbeschädigung und wegen anderer Gesetzesübertretungen verhafteten und zu Gefängnis verurteilten englischen Stimmrechtlerinnen ist ständig im Steigen begriffen, denn im Kampf für die gute Sache“ sprechen die englischen Damen vor nichts zurück. Es ist nun jedenfalls interessant, zu erfahren, was eine verurteilte Frau, die im Leben vielleicht zur begünstigten Klasse gehört, im Gefängnis zu „erdulden“ hat. Darüber weiß Julie Koble-Haer in der Frauenzeitung „Da bin ich“ folgendermaßen zu berichten: Die Nacht ist für die Gefangenen bereits um 5 Uhr morgens vorüber. Da heißt es, sich flint von dem harten Lager erheben, sich waschen und anziehen und die Zelle in Ordnung bringen, d. h. ihr Bett machen und anwischen. Darauf folgt ein einstündiger Spaziergang im Gefängnishof und dann Frühstück in der Zelle, das aus sechs Unzen (1 Unze gleich 30 Gramm) Brot und einem Topf Wasserfleisch besteht. Um 8 Uhr müssen alle Gefangenen dem Gottesdienste in der Kapelle beiwohnen, und dann folgt bis zum Mittagessen um kurz nach 11 Uhr ziemlich mühsame Arbeit, die in Scheuern und Schrubbern der weislauffigen Gänge, Treppen und Korridore der Anstalt besteht. Der Speisezettel für die Hauptmahlzeit ist ein einfacher, in seiner Zusammenstellung jedoch ein etwas verchiedener, je nach der Länge der Gefangenschaft. So erhält die Gefangene während der ersten sieben Tage ihrer Gefangenschaft je sechs Unzen Brot und einen Topf Wassergrübe oder acht Unzen Kartoffeln und sechs Unzen Mehlpeise. Nach Ablauf dieser ersten Woche und bis zum Schluß ihres Aufenthaltes im Gefängnis erhält sie als Mittagsessen acht Unzen Kartoffeln, sechs Unzen Brot und einen Topf Suppe und dazu entweder drei Unzen Hühnerfleisch, drei Unzen gefochtes Fleisch und acht Unzen Mehlpeise oder acht Unzen Hühnerfleisch und eine Unze fetten Speck. Ist das Mittagessen beendet, folgen vier bis fünf Stunden Nahrung in dem dazu eingerichteten großen Arbeitsaal. Um fünf Uhr kehren die Gefangenen in ihre Zellen zurück und bekommen dort gleich ihr Abendbrot, nämlich einen Topf Wasserfleisch und sechs Unzen Brot. Die Zeit bis zum Schlafengehen um acht Uhr dürfen die Gefangenen zum Lesen nutzen, wozu ihnen Bücher aus der Bibliothek des Gefängnisses zur Verfügung stehen. Selbst diejenige Gefangene, die zur Zwangsarbeit verurteilt ist, darf nicht länger als sechs bis zehn Arbeitsstunden am Tage beschäftigt werden, je nach ärztlicher Vorschrift. Schon diese Zeit aber wird den meisten Frauen und Mädchen zu einer Ewigkeit, da nur wenige unter ihnen daran gewöhnt sind, stundenlang auf ihren knien Treppen zu stehen und grobe Wäsche zu waschen oder in der Küche allerhand ermüdende Handreichungen zu machen. Auch die Nachmittage, in denen grobe Anstaltsarbeit angefertigt, geübt und ausgebessert wird, gehören nicht gerade zu den Annehmlichkeiten des Lebens. Aber diese sollen den Gefangenen; auch nicht zuteil werden, sondern die harte Arbeit soll sie zu einer gesünderen, natürlicheren Lebensauffassung zurückführen, die nichts mit Gesundheits- und Sachbeschädigung des Nächsten zu tun hat.

Buntes Allerlei.

Ein wahrhaft netter Mensch. „Das ist wirklich ein netter Mensch.“ — „Ja, das kann man wohl sagen; er ist inländisch, Sie lang und breit von Ihrer Sommerreise erzählen zu lassen, ohne daß er durchaus auch von seiner ipredchen will.“

Die Freude, die Gise hierüber empfand, mußte sie durch den verdoppelten Ärger der Stiefmutter schwer büßen. Aber auch sie schien wie gefesselt gegen die bösen Wünsche und Mißhandlungen derselben, denn sie erliefte wie eine Kiste, und das Lob ihrer Schönheit und Süßlichkeit erscholl allerorten.

Eines Tages kam ein Reisender, ein Zivil-Ingenieur, in den „Bellian“, der im Auftrag seines Vaters, eines Großindustriellen Westfalens, reiste und sich durch sein intelligentes, liebenswürdiges Wesen jedem empfahl. Das hübsche Wesen Gises machte in Verbindung mit ihrer schönen Erscheinung, auf ihn einen tiefen Eindruck. Als er die Stiefmutter Gises um Auskunft bat, erging sich dieselbe in einem Schwall von Schmähungen, die indes einen so auffallenden Gegenlag zu Gises Erscheinung bildeten, daß er ihnen nicht glaubte. Er beschloß, seinen Eltern von dem Mädchen zu erzählen und in nicht zu langer Zeit wiederzukommen.

Einige Tage darauf erkrankte Gustav, der jüngste Sohn, infolge einer Erkältung. Die Krankheit, der er verfiel, war jene heimtückische, schleimige und gefährliche, die dem Kranken gleichsam die Kehle zuharrt und oft die Kinder ganzer Familien dem Ersticken überliefert. Noch am Abend vorher hatte die Mutter den Knaben auf einem Familienball tanzen sehen und sich über das rosige Aussehen und die Munterkeit desselben gefreut. Jetzt lag er vor ihr, geöltet von entsetzlichen Qualen, eine Beute des Todes.

Die Mutter geberdete sich wie eine Wahn-

sinnige. Sie tobte gegen Gott und die Menschen, ich den Anaben aus dem Bette in ihre Arme und warf ihn wieder hin, holte sämtliche Ärzte aus der Stadt und Umgebung herbei, da alle klugen Weiber und Schärer um ihren Rot, kurz, sie tat, was ein verständiger Mensch nur tun kann, und womit der Unsterbliche sich zu helfen sucht — umsonst! Sie, die den Tod Karls nicht erwarten konnte, der denselben täglich und stündlich ins Auge schaute, mußte ihren Viebling in ihren Armen sterben sehen! Aber sie war nicht gebessert. Alles, was von dämonischer Kraft in ihrer Brust vorhanden war, geriet in wilden Auftrieb. Jedermann ging ihr aus dem Wege; je sie hätte den Himmel stürzen und den lieben Gott wegen seiner Lat zur Rede stellen mögen.

Zu dieser Zeit war es, als die Nachrichten von Karl ausblieben und darauf sein Name in allen Zeitungen unter dem Vermissten genannt wurde. Der Schmerz, den Gise darüber empfand, war tief und still. Aber sie fand den Trost, der allen Kummer stillt, in ihrem kindlichen Glauben und in der Hoffnung, daß der Bruder doch noch einmal glücklich zurückkehren werde.

Anderes wurde die Stiefmutter von dieser Nachricht berührt. Ihr war es genug, daß Karl seinen Tod gefunden hatte, und sie wurde nicht müde, sich und Gise denselben so schrecklich als möglich auszumalen. Nicht einen ehrenvollen Tod im freien Felde, wie ein tapferer Soldat, habe er gefunden, nein, im Verborgenen, vielleicht bei einer räuberischen Gewalttat gegen unglückliche Feinde, vielleicht gar

als Deserteur, Spion und Vaterlandsverräter sei er gefallen. Die Begehung „Spion“ war in ihren Augen die größte Schmach, die einem Menschen angetan werden konnte, weshalb sie auch von Karl meistens nur als von dem „Spion“ redete. Bei dem Verluste ihres Liebblings empfand sie es als eine wilde Gemüts-tung, daß nun den „Spion“ endlich der Böse geholt habe.

Aber dieser hochmütige Trost hielt vor dem zweiten gewaltigen Schicksalsschlage nicht Stand.

Es war gegen Neujahr, als Paal mit einigen seiner Altersgenossen auf den bei der Stadt gelagerten und um diese Zeit vollständig zugewanderten See ging, um sich daselbst in altgewohnter Kasse zu belustigen. In jugendlichem Übermut verachteten sie, das sogenannte Weibers zu machen. Sie stellten sich nämlich dicht zusammen, sprangen zugleich auf und ließen sich mit der ganzen Wucht ihres Körpers auf das Eis niederfallen. Dies legten sie so lange fort, bis sich die Eisschicht bog und, wenn man darüber hinsah, elastisch kante und hob. Hundertmal hatten sie sich dieses Vergnügens bereitet, ohne daß sie ein Unfall an die Gefahr gemahnt hätte, der sie sich dabei auslegten.

Leute aber, sei es, daß das Eis noch nicht stark genug war, sei es, daß der scharfe Frost das Eis zu spröde gebildet hatte, brach die platte Decke unter der Wucht der jungen Leute zusammen und diese stürzten hinein. Nur dreien gelang es, sich mit Ausbietung aller Kräfte

herauszuarbeiten und unter diesen befand sich Paul Witte nicht.

Die „Bellian“-Wirtin war gerade dabei, einem ihrer Gäste den lieblichen Lebenswandel und das schmachvolle Ende des „Spions“ auszumalen, als man ihr den Leichnam des Sohnes ins Haus trug.

Mit fixierten Augen und mit offenem Munde, keines Wortes mächtig, brach sie an seiner Seite zusammen. Diesem Schlage war sie nicht gewachsen. Ihr ganzes Sein war erschüttert, ihr Trost gebrochen. Stundenlang sah sie zusammengekauert, ohne ein Wort zu sprechen; aber wer sie konnte, mochte ahnen, was in ihrer Seele vorging. Sie sah die harte, allmächtige Hand, die aber der ihrigen waltete und ihre bösen Pläne zerstörte. Sie sah die Schuld, die sie die Jahre her auf ihre Seele gehäuft hatte, und sie erkannte in diesem entsetzlichen Unglücksfall die göttliche Strafe für ihre Frevel.

Aber in ihre verdüsterte Seele fiel kein Lichtstrahl der Vergebung. Allen Troststücken, geistlichen und weltlichen, gegenüber taub, hörte sie nichts als den Donner des göttlichen Gerichts: ihr angstvolles Stöhnen, in das sie von Zeit zu Zeit verfiel, verkündete, welche Höllenqualen sie litt. Von allen gelassen, von niemand bemitleidet, war sie sich selbst und der Hölle überlassen, die in ihrem Herzen tobte.

Und — wer erntet und deutet die Geheimnisse einer Menschenseele? — was so lange als dieser Gebante in ihrer Seele gelebt hatte, nahm jetzt eine schreckliche Gestalt an.

(Fortsetzung folgt.)

Schützenhaus.

Morgen Sonntag:

Extrafine öffentliche Ballmusik.

Ergebenst ladet dazu ein

Georg Hartmann.



Gasthof zur goldenen Sonne.

Morgen Sonntag:

Feine öffentliche Ballmusik,

wozu ganz ergebenst einladet

Rich. Große.

Gasthof zur grünen Aue.

Heute Sonnabend

Schweinsknochen mit Sauerkraut.

Sonntag:

Feine Ballmusik

Tour 5 Pfg.

Wiener Besetzung

Tour 5 Pfg.

verbunden mit Bratwurstschmaus.

Es ladet ergebenst ein

E. Naumann.

Hurra Zeppelin ist da

in
Mays erstemständigen Kino- und Tonbildtheater

Bischofswerdaerstr. 105. Großröhrsdorf Bischofswerdaerstr. 105.

von Freitag den 30. Aug. bis Sonntag den 1. Sept. 1912:

Wir sehen das Luftschiff, geführt von dem Grafen Zeppelin stolz und geschmeidig, alle Bewegungen ausführen. Außerdem noch ein großes Schlagerprogramm, das alles bisher Gezeigte übertrifft.

Der Eid des Stephan Hüller.

Ein großes, tiefgreifendes Drama aus dem Artistenleben, wie es an Spannung noch nie gezeigt wurde. — Der königl. Park von Caserta. Eine schöne Naturaufnahme. — Sträfling Nr. 75. Ein wirklich zu Herzen gehendes Drama. — Eine nurnhige Wache. So hat noch niemand gelacht. — Wieder ein herrliches Tonbild: Schlangentanz. — Einlagen.

Niemand verjähne das in seiner Großzügigkeit vorzüglich gewählte Programm, welches jetzt in allen Großstädten vor ausverkauftem Hause die Kunde macht.

Trotz enormer Aufkosten sind die Preise der Plätze nicht erhöht, jeder soll sich das vorzügliche Programm ansehen.

Preise der Plätze: 1. Platz 40 Pfg., 2. Platz 30 Pfg., 3. Platz 20. Pfg.

Kinder die Hälfte.

Anfang der Vorstellungen: Wochentags Einlaß 1/8 Uhr, Anfang 8 Uhr.

Sonntags Einlaß 4 Uhr, Anfang 1/2 5 Uhr.

Des großen Massenandranges wegen wird ein jeder Kinofreund in seinem eigenen Interesse gebeten, dasselbe so zeitig als möglich zu besuchen.

Hb. Fahrräder können unentgeltlich in den trockenen Fahrradshuppen eingestellt werden.

Tüchtige Breitweber

(für Mechanische Leinen-Weberei)

werden bei dauernder und gutlohnender Beschäftigung sofort angenommen.

Angebote unter A 10 an die Exped. d. Bl. Blattes.

Spar- und Vorschussverein zu Kamenz,

eingetragene Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht.

Bareinlagen werden verzinst

mit tägl. Verfügung zu 2 1/2 %

monatl. " " 3 %

jährl. " " 3 1/2 %

1/2 " " 4 %

Gleichzeitig empfehlen wir unsere Dienste im Scheck- u. Kontokorrent-Verkehr, An- und Verkauf von Wertpapieren und einschlägigen Geschäften.

Geschäftszeit: Vorm. 1/2 9—1 1/2 Uhr, nachm. 1/2 3—6 Uhr,

Sonnabends 1/2 9—3 Uhr.

Sonn- und Feiertags geschlossen.

Persil

für
Wollwäsche
(Wichtig-lesen!)

Das selbsttätige Waschmittel.
Nicht kochen, nur waschen in handwarmer
Persillauge von 30—40°. Keine weiteren Wasch-
zusätze nehmen. Die Reinigung ist vollkommen, das
Gewebe bleibt locker
und grüßig und die Wäsche wird gleichzeitig desinfiziert.

Erprobt u. gelobt!

Nur in Originalpaketen, niemals loss.

HENKEL & CO. DÜSSELDORF. Alleinige Fabrikanten auch der allbeliebten

Henkel's Bleich-Soda

Fahrrad-Laternen

empfiehlt Georg Horn, Mechaniker.

Kirch- u. Friedhofsgras

Das anstehende soll heute Sonnabend abends 6 Uhr meistbietend verkauft werden.

Der Kirchenvorstand Bretinig.

Obstbauverein

„Röbental“.

Sonntag den 1. September 1912 nachmittags 7 Uhr im Gasthof zum Anker, Bretinig

Hauptversammlung

Tages-Ordnung: Betreffend Zutritt zum Kamenzener Bezirksobstbauverein und anderes mehr. Um zahlreiches Erscheinen bitte

Der Vorsitzende.

Freie Verein.

Handwerkerinnung

zu Großröhrsdorf, Bretinig und Hauswalde. Die Mitglieder werden gebeten, morgen Sonntag den 1. Sept. an der

Obermeister-Besprechung

in Pulsnitz teilzunehmen. Beginn nachm. 2 Uhr. Der Obermeister.

Berein Zephyr.

Sonnabend den 31. August punkt 7 Uhr

Ausschuß-Sitzung

im Deutschen Haus. Gleichzeitig bitte ich die Mitglieder nebst Frauen zur Feier des am 31. August stattfindenden

40 jährigen Bestehens

im Deutschen Hause recht zahlreich zu erscheinen. Arth. Gebler, Vorsitzender.

Schönheit

verleiht ein rosiges, jugendfrisches Antlitz, weiche, samtweiche Haut und ein reiner, zarter, schöner Teint. Alles dies erzeugt die allein echte

Stedenpferd-Ellenmild-Seife

a St. 50 Pfg., fernert macht der Dada-Cream

rote und rissige Haut in einer Nacht weich und samtweich. Tube 50 Pfg. bei:

F. Gotth. Horn, Theod. Horn, Wilh. Walz

Müde Augen

„Fluc's Augestärk-Essenz“

Flasche 50 Pf. bei Theod. Horn, Bretinig.

Frauen,

die an weissem Fluss

leiden und sich krank und elend fühlen, erhalten von mir gern kostenfrei Auskunft auf Grund eigener Erfahrung, wie ich und viele andere Frauen von diesem lästigen Uebel befreit worden sind.

Frau Alma Thomas,

Baugen, Strehlaerstraße 15.

Viele Dankschr. Postkarte genügt!

Wringmaschinen

empfiehlt Georg Horn, Mechaniker.

Vermessungsbüro

von Rudolf Rentsch, geprüfter und verpflichtet. Geometer, Großröhrsdorf.

Biernackstraße (am Elektrizitätswert) übernimmt die schnellste und gewissenhafteste Ausführung aller

Vermessungs-Arbeiten.

Tägliche Bürozeit: Vorm. 8—12 Uhr, Nachm. 2—7 Uhr.

Landwirtsöhne und andere junge Leute

erhalten kostenlos ausführl. Prospekt der Landw.-Lehranstalt u. Lehrmolkerei, Braunschw. Magdalenweg Nr. 158.

— Tausende von Stellen besetzt. — Direktor Krause. In 18 Jahren über 3000 Schüler im Alter von 15—25 Jahren.

Turnschuhe

mit Chromsole in allen Größen empfiehlt billigt Max Güttrich.

Spurlos

verschwinden sind alle Hautunreinigkeiten und Hautausschläge, wie Mitesser, Finnen, Flechten, Hautröte u. durch tägliches Waschen mit der echten

Stedenpferd-Teerschwefel-Seife

v. Bergmann & Co., Radebeul a St. 50 Pf. bei: Theod. Horn.

Ball- und Spangenschuhe

in sehr großer Auswahl und in verschiedenen Preislagen hält auf Lager Max Güttrich.

Kirchennachrichten von Bretinig.

13. Sonntag nach Trinitatis: 1/2 9 Uhr: Predigtgottesdienst, Text: Matth. 6, 1—8, Thema: Falsche und wahre Barmherzigkeit.

Geboren: dem Fabrikarbeiter Friedrich Karl Otto Seeger ein Sohn.

Getraut: Ingenieur Max Walter Hanko mit Bertha Martha Anders.

Ev.-luth. Jünglingsverein: Sonntag abends 8 Uhr: Vortragsabend im Pfarrhause. Anschließend: Besprechung des nächsten Kreisfestes, Familienabendes usw. Bitte, zahlreich erscheinen.

Ev.-luth. Jungfrauenverein: Mittwoch den 4. September abends 8 Uhr: Vortragsabend im Pfarrhause.

Kirchennachrichten von Großröhrsdorf.

Geburten: Gerda Marga, T. d. Maschinenformers Richard Alfred Seuf Nr. 345.

— Erich Helmut, S. d. Fabrikarbeiters Emil Arno Hänel Nr. 342.

Marktpreise zu Kamenz

am 29. August 1912.

Mehle		Jahrespreise		Preis	
Rt	Rt	1. P.	2. P.	1. P.	2. P.
100	100	8.20	8.40	100	100
100	100	9.80	9.40	100	100
100	100	9.50	9.20	100	100
100	100	11.20	10.70	100	100
100	100	20	19	100	100

Eiser neuer 8,5", 8,0". Eier 8 Pfg. Preis für Ferkel: Höchster Preis 56 Mk., mittlerer 45 Mk., niedrigster 30 Mk.

Zahn-Praxis

Großröhrsdorf, Adolfsstraße 270 g W. Hauswald

empfiehlt sich dem geehrten zahlenden Publikum, welches sich einer wirklich gewissenhaften und fachgemäßen Untersuchung und Behandlung seiner Zähne unterziehen will.

Künstl. Zähne mit u. ohne Platte sämtl. Systeme. Kunstvolle Zahn-Plombierungen, Behandlung für sämtliche Krankenkassen. Zahnziehen auf Wunsch vollständig schmerzlos. Sehr mäßige Preise. Schönendste Behandlung.

Sprechzeit: täglich 9—7, Sonntags 8—2 Uhr.

Walter Hauswald, Dentist.

Als langjähr. Assistent bei ersten Zahn- und Spezialärzten im In- und Auslande tätig gewesen.

Das altrenommierte und größte Bettfedern- und Daunen-Lager von

H. Hermann Gurradi in Pulsnitz

offert ff. weiche, weiße, füllkräftige Schleißfedern, sowie ff. Chinadaunen in reellste feinsten Schwanddaunen in hervorragend schöner Ware und sichert Jedermann zu den Bedienung zu.

Besichtigung ist ohne Kaufzwang gern gestattet.



Sonntagsblatt für das deutsche Haus.

Das Aehrenfeld.

Ein Leben war's im Aehrenfeld
Wie sonst wohl nirgends auf der Welt:
Musk und Kirmes weit und breit
Und lauter Lust und Fröhlichkeit.
Die Grillen sirpeln früh am Tag
Und luden ein zum Festtag:

Hier ist es gut, herein! herein!
Hier schenkt man Tau und Blütenwein.
Der Käfer kam mit seiner Frau,
Trank hier ein Mäulein kühlen Tau,
Und wo nur winkt ein Blümelein,
Da kehrt gleich das Biendchen ein.

Den Fliegen ward die Zeit nicht lang,
Sie summen manchen frohen Sang.
Die Mücken tanzten ihren Reihn
Wohlt auf und ab im Sonnenschein.
Das war ein Leben ringsumher,
Als ob es ewig Kirmes wär.

Die Gänse zogen aus und ein
Und lieben sich's gar wohl dort ein.
Wie aber geht es in der Welt?
Heut' ist gemüht das Aehrenfeld,
Zerschredet ist das schöne Haus,
Und hin ist Kirmes, Tanz und Schmaus.

Der Streber.

Roman von F. Zedendort.

(Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

„So sei doch geachtet, Mädi, gib mir einen Kuß und häng' Dich in mich ein — so, ganz eng, komm ganz nah an mich heran. Und jetzt gehen wir den Weg entlang spazieren, bis Du Dich beruhigst, ja? Schau, wie schön es hier ist, so einsam und still und alles so wunderschön — das ist alles extra für uns beide so gemacht.“

Er sprach zu ihr zärtlich wie zu einem kleinen Kinde. Und sie lächelte ihm unter Tränen dankbar zu. Eine Weile gingen sie schweigend nebeneinander her. Um sie wurde es schon gehörig dunkel; Farben konnte man gar nicht mehr erkennen. Nur die schwarzen Silhouetten der Bäume kontrastierten zu dem blendenden, glitzernden Weiß des Schnees, der hier noch fast unberührt lag. Hier und da sah man Fuhrstapfen — wohl die eines einsamen Spaziergängers. Die Bäume bildeten in dem Fimellicht des dämmernden Abends seltsame Formen, bald Menschen, bald Tiere, die kahlen Zweige ragten in grotesken Windungen gespenstisch in die Luft. Und nur zuweilen bewegte sich ein kleiner Ast, wenn ein Vogel sich auf ihn setzte und ihn ins Schwanken brachte.

Kenke hatte sich allmählich beruhigt. Da hielt Wolf den Zeitpunkt für gekommen, sie auszufragen.

„Nun, Kleines, bist Du jetzt wieder im Gleichgewicht? Bist Du jetzt erzählbar, was los war?“

Sie nickte.

„Hast Du die Prinzessin gesprochen?“

„Ja, heute vormittag.“

„Und?“



Professor Ferdinand v. Keller, hervorragender Maler, beging in Karlsruhe am 5. August seinen 70. Geburtstag. In Karlsruhe geboren, wurde er als junger Kunststudent mit seiner Familie nach Braunschweig verlegt. 1862 kam er nach seiner Heimatstadt zurück, wo er erst bei Schirmer, dann mit größerer Begeisterung bei Canon lernte. Nach ein paar Romjahren, nach Erfolgen in Paris, Wien und Dresden, wo er in dem von Semper erbauten Theater den großen Bühnenvorhang malen durfte, siedelte er sich in Karlsruhe als Leiter der Akademie an, an der er selbst einst gelernt hatte. Von seinen hervorragenden Werken wollen wir nur einige nennen: „Der Tod Philipp II. von Spanien“, „Nero beim Brand Roms“, „Sankt Georg“, „Landschaft mit dem Bontaur“ und „Wallüre“.

„Sie war sehr ungnädig. Ob ich meine, daß sie mir meinen Bräutigam fortnehmen will. Und wenn sie sich jemanden einlade, so habe sie mir davon keine Rechenschaft abzulegen. Und endlich ließ sie mich stehen.“

„Ja, Mädi, dann mußt Du ihr doch auch etwas Derartiges gesagt haben. Sonst konnte sie doch nicht diese Antwort geben.“

„Aber ich habe wirklich nichts gesagt, Bubi, ich werde doch nicht so dumm sein. Wo könnte ich mir denn so etwas erlauben. Und wie ich ihr gesagt habe, daß wir uns heimlich verlobt haben, weil Dein Vater dagegen sei, antwortete sie, sie könne sich nicht in fremde Familienangelegenheiten mischen. Wieso sie dazu kam, auch noch all die andern Sachen zu sagen, ist mir ganz unverständlich — das heißt,“ fügte sie traurig hinzu, „es ist mir schon verständlich. Es muß eben etwas da nicht in Ordnung sein.“

Er tätschelte ihr die Wangen.

„Na, beruhige Dich nur. Hier bin ich wieder etwas heftiger. Meiner Ansicht nach kann unmöglich irgend ein derartiger Plan in den Köpfen der Herrschaften existieren. Von selbst kommt der Fürst nicht auf diesen Gedanken. Da hätte ihn jemand darauf stoßen müssen. Wer hätte das bis jetzt schon tun sollen? Es ist noch zu früh.“

„Daran glaubst Du ja selber nicht. Das letztemal hast Du ganz anders gesprochen. Außerdem war Frau von Stachow beim Fürsten in Audienz. Vielleicht — oder eigentlich sicher hat sie den Gedanken bei ihm angeregt. Du weißt, eine Frau kann viel. Und diese Frau ist so geschickt.“

Wolf hatte das tatsächlich nur zu ihrer Beruhigung gesagt. Er war durchaus entgegengelegter Ansicht; er war selbst fest

überzeugt, daß ein Heiratsplan im Kopfe des Fürsten schon existierte. Dieser hatte ihn ohnedies in der letzten Zeit besonders ausgesprochen. Und eigentlich ganz ohne Ursache. Nur um ihm sein Wohlwollen zu zeigen. Aus all diesen Einzelheiten formte er sich ein Bild, indem er alles mit dem Heiratsprojekt



Mitschita, der neue Kaiser von Japan, ist der einzige noch lebende Sohn des am 26. Juli im 60. Lebensjahre verstorbenen Kaisers Mutschitas und entstammt der Ehe seines Vaters mit einer Nebenfrau. Im Jahre 1879 geboren, wurde er zehn Jahre später zum Thronfolger erklärt und vermählte sich mit 21 Jahren mit der Prinzessin Sabato. Aus dieser Ehe sind drei Söhne hervorgegangen, von denen der älteste, der nunmehrige Kronprinz, ein Jahre zählt. Mitschita ist der

123. Herrscher aus der Schjinnu-Leimu-Dynastie, die auf ein Alter von mehr als 2500 Jahren zurückblickt und bis 1868 in Kioto residierte.

in Beziehung brachte. In Wirklichkeit entsprach dieses Bild den Tatsachen keineswegs. Im Kopfe des Fürsten existierte durchaus nicht die Idee einer Verbindung zwischen dem fürstlichen Hause und der Familie Renner. Frau von Stachow war allerdings von ihm vor ihrer Abreise in Audienz empfangen worden, hatte aber keine Silbe in diesem Sinne verlauten lassen. Wenn sie auch aus Ehrgeiz, Eitelkeit — und vielleicht auch, in der Absicht des Gewinnstes — auf den Plan Renners eingegangen war, so war sie doch von Natur auf ein zu ehelicher Charakter, als daß sie Renner noch anderweitig unterstützt hätte. Wie sie über ihn dachte, das hatte sie ihm bereits durch die Verweigerung eines Händedrucks zu wissen gegeben.

Aber Wolf und Menke ließen sich nun einmal den von ihnen konstruierten Zusammenhang der Dinge nicht nehmen. Es schien ja auch alles so wahrscheinlich, so logisch. „Es herrscht übrigens auch eine merkwürdige Verstimmung zwischen den beiden Höfen, seitdem Frau von Stachow in Dillingen ist. Fürst Heinrich soll sofort, wie er erfuhr, daß Frau von Stachow in Dillingen sei, sie besucht haben und soll jetzt in sie verliebt sein denn ja.“ „Ne, Du mußt aber doch nicht alles für bare Münze nehmen, was erzählt wird,“ sagte Wolf, um sie zu beruhigen. „das kann ein ganz gewöhnlicher Hoftratsch sein und weiter nichts.“

Sie schüttelte ziemlich heftig den kleinen, zierlichen Kopf. „Es wird wohl schon so sein, Wolf, wie man es sagt. Etwas ist zumindest daran. Die Verstimmung ist zweifellos da.“ „Die kann aber auch einen andern Grund haben.“ „Ich glaub's nicht.“ Ganz betrübt und niedergeschlagen schritten sie nebeneinander her. Auch Wolf war sehr mutlos jetzt. Es war wirklich zum Verzweifeln. „Ja, mein Kleines, jetzt muß ich eben das tun, was ich schon längst wollte: mich mit meinem Vater einmal gründlich aussprechen. Ich werde mich vielleicht zuerst meiner Mutter öffnen, um in ihr eine Unterstützung zu haben.“



Die Pfandleralm, in der Andreas Döfer 1810 in die Hände der Franzosen fiel, soll abgerissen werden.

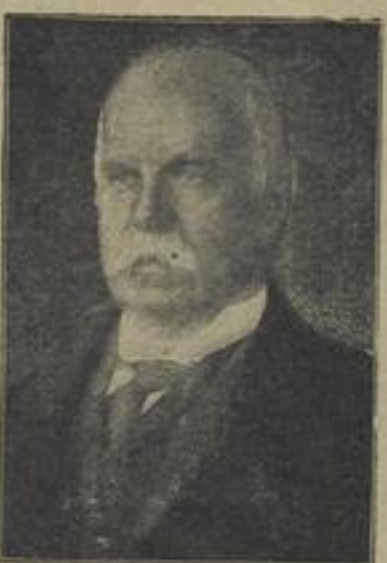
Die Pfandleralm, jene Almhütte hoch oben im Poschertale, wo Andreas Döfer infolge Verrats seines Landmannes Rastl am 28. Januar 1810 in die Hände der Franzosen fiel, soll demnächst abgerissen werden. Die Alpe gehört dem Brauneubauer Josef Blatter in St. Leonhard im Saizier. Man ist bemüht, diese Alpe zu verzeilen, um ein historisches Denkmal zu erhalten, so lange es möglich ist.

gewesen wäre — aber so; von frühester Jugend an war er gewöhnt, dem Vater unbedingt, blindlings zu gehorchen. Das ließ sich nicht plötzlich abstreifen. Auch wenn er kein Junge mehr war, sondern ein Mann. Ja, er fürchtete sich direkt vor seinem Vater. Dieser brutalen, maßlosen Rücksichtslosigkeit war er nicht gewachsen. Das bedrückte Wolf. Und dann das andere, das er seit Tagen nicht mehr los wurde und das ihm überall hin folgte — der Verdacht, den er vergeblich abzuschütteln suchte. Sein Vater schien ihm ganz verändert. Vielleicht war dem gar nicht so. Ihm kam es aber jedenfalls so vor. Es war Wolf, als ob sein Vater mit lauter Arbeit,

Sie schlugen den Heimweg ein. Es war schon stockfinster und sie mußten gehörig aufpassen, daß sie den Weg nicht verfehlten. „Es ist eigentlich gruselig hier,“ sagte Menke und lächelte sich ganz eng an Wolf an, „ich sehe überall Gestalten.“

Der neue Darwin.

Major Leonard Darwin, der Sohn des berühmten Charles Darwin, ist der Präsident des ersten internationalen Eugenik-Kongresses in London, der sich mit der Verbesserung und Verschlechterung der Rassenangelegenheiten beschäftigte. Major Darwin wurde am 15. Januar 1860 als vierter Sohn von Charles Darwin geboren. Schon mit seinem 17. Jahre wurde er Professor der höheren Mathematik an der Schule für Ingenieure in Gatnam und später Präsident der Königl. Geographischen Gesellschaft. Seine wissenschaftlichen Arbeiten haben seinen Namen weit über Englands Grenzen bekannt gemacht.



„Hast Du etwa Angst, Kleines?“ fragte er lachend. „Nein, Du bist ja bei mir, Wolf. Aber doch so ein seltsames Gefühl, nicht angenehm — so — so, als ob etwas Schreckliches kommen müßte. Ich habe jetzt immer so furchtbare Träume und Ahnungen. Deshalb sehe ich auch jetzt lauter so dummes Zeug hier.“

Er sagte gar nichts dazu. Er war ja auch voller trüber Vorahnungen, voller schwerer Besorgnisse. Was würde wohl werden? Wie wird das alles ausfallen? Was wird sich alles von den hochliegenden Plänen seines Vaters verwirklichen?

Sie näherten sich der großen Straße. Sie mußten sich gleich trennen, wenn sie nicht Aufsehen erregen wollten. Noch einmal zog er sie an sich, bevor sie auseinander gingen. „Wir müssen jetzt fest zusammenhalten, mein liebes Mädel, es kommt vielleicht eine schwere Zeit für uns beide,“ sagte er leise.

„Du weißt, daß Du auf mich vertrauen kannst, Wolf!“ Wie in schweren Träumen ging Wolf den Weg allein weiter. Er fürchtete die Aussprache mit seinem Vater. Nicht daß er feige gewesen wäre, aber es war in seinem Vater eine Energie des Willens, des Befehls, deren Einfluß er sich nur schwer entziehen konnte. Ja, wenn sein Vater nicht sein Vater

gewesen wäre — aber so; von frühester Jugend an war er gewöhnt, dem Vater unbedingt, blindlings zu gehorchen. Das ließ sich nicht plötzlich abstreifen. Auch wenn er kein Junge mehr war, sondern ein Mann. Ja, er fürchtete sich direkt vor seinem Vater. Dieser brutalen, maßlosen Rücksichtslosigkeit war er nicht gewachsen. Das bedrückte Wolf. Und dann das andere, das er seit Tagen nicht mehr los wurde und das ihm überall hin folgte — der Verdacht, den er vergeblich abzuschütteln suchte. Sein Vater schien ihm ganz verändert. Vielleicht war dem gar nicht so. Ihm kam es aber jedenfalls so vor. Es war Wolf, als ob sein Vater mit lauter Arbeit,

gewesen wäre — aber so; von frühester Jugend an war er gewöhnt, dem Vater unbedingt, blindlings zu gehorchen. Das ließ sich nicht plötzlich abstreifen. Auch wenn er kein Junge mehr war, sondern ein Mann. Ja, er fürchtete sich direkt vor seinem Vater. Dieser brutalen, maßlosen Rücksichtslosigkeit war er nicht gewachsen. Das bedrückte Wolf. Und dann das andere, das er seit Tagen nicht mehr los wurde und das ihm überall hin folgte — der Verdacht, den er vergeblich abzuschütteln suchte. Sein Vater schien ihm ganz verändert. Vielleicht war dem gar nicht so. Ihm kam es aber jedenfalls so vor. Es war Wolf, als ob sein Vater mit lauter Arbeit,

mit Unternehmungen, Spekulationen sich selbst betäuben wollte. Als ob er fortwährend irgend eine Aufregung suchte, um eine andere, die er nicht los werden konnte, zu übertäuben.

Seite mittag war's wieder so. Der italienische Ingenieur, der drauhen in Adlersfeld die neuen Kohlenminen leitete, war bei seinem Vater gewesen. Er hatte eine günstige Nachricht gebracht: die ersten Kohlen waren gefördert worden. Wolf sah, wie seinen Vater fast ein Laumel ergriß. Wie er auf den Italiener eindruck, die Arbeiten zu beschleunigen, so sehr es nur ging.

Wolf konnte das nicht verstehen. Wozu diese große Eile? Die Leute mühten ohnehin wie Hirsinnige gearbeitet haben, um so schnell einen Erfolg zu erzielen. Es konnten doch gar nicht die nötigen Vorsichtsmaßregeln getroffen werden, wenn so schnell gearbeitet wurde. Wolf verstand nicht viel vom Bergbau, aber so viel sagte ihm sein Väterverstand.

Und nun sollten die Arbeiten noch mehr beschleunigt werden. Wozu? Was kam's seinem Vater darauf an, einige Tausend Mark heute oder erst morgen zu verdienen? Der Italiener mißfiel Wolf auch. Der hatte so ein kaltes, gefühlloses, tüchtliches Gesicht.

Wolf sah trübe. Seine Phantasie malte ihm schreckhafte Bilder. Wollte Gott, es wären nur Phantasiegebilde!

Er merkte kaum, daß er schon zu Hause angelangt war. Geheften Hauptes ging er den breiten Nebenweg entlang zum Hausstor. Oben auf dem Flur traf er seinen Vater. Wolf war eigentümlich berührt. Venners Augen leuchteten in einem so sonderbaren Glanz, so als ob er zu viel getrunken hätte. Wolf hatte das noch nie bei seinem Vater beobachtet. Denn der konnte eine ungeheure Menge vertragen, ohne daß man es ihm anmerkte. Er mußte schon respektable Quantitäten zu sich genommen haben, wenn es so um ihn stand. Wolf sah wehmütig auf seinen Vater.

„Guten Tag, Junge,“ sagte Lenner mit der Lustigkeit eines Trunkenen. „Du wirst doch morgen an meinem Ehrentage da sein? Ich habe sieben Binden eingeladen. Der morgige Tag soll lustig werden.“

15.

Raden war noch fieberhaft tätig gewesen, um die letzten Auskünfte einzuholen. Seine Ueberzeugung wurde immer sicherer: — Es konnte niemand anders das Tagebuch gestohlen haben als Lenner. Es handelte sich nur darum, an Lenner heranzukommen. Ob Lenner noch das Tagebuch besaß? Vielleicht hatte er es schon verbrannt oder sonstwie vernichtet.

Noch einmal sah sich Raden seine Notizen durch, dann machte er sich auf, um sich zu Binden zu begeben. Binden erwartete ihn schon. Als Raden bei ihm eintrat, stand er auf und ging ihm entgegen.

„Gut, daß Sie kommen, Herr Raden. Ich erwarte Sie schon mit Ungeduld. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie unruhig und aufgeregert ich die ganzen Tage bin. Das haben Sie auf dem Gewissen.“

„Es tut mir ja ungemein leid, aber Sie erfahren alles noch früh genug.“

„Um Gottes Willen, Sie fagen mir Angst ein. Legen Sie mir schon endlich los und spannen Sie mich nicht auf die Folter. Wen halten Sie für den Täter?“

„Ich hielt vom ersten Moment an und halte noch nur eine Kombination für wahrscheinlich; oder wenn Sie es wollen — für sicher: der Dieb ist Herr von Lenner.“

Binden sah Raden entseuert an. Er rang nach Worten, brachte aber in der Ueberraschung und im Schrecken des ersten Moments kein einziges Wort hervor.

„Lenner? Herr Raden, verzeihen Sie, sind Sie...“

„Nein, Herr von Binden,“ antwortete Raden im ruhigsten Tone, „ich bin nicht verrückt. Der Täter kann nur Herr von Lenner sein — es kommt sonst niemand in Betracht.“

Raden sagte das alles in so ruhigen, entschlossenem Tone, daß Binden ihn erstaunt und zweifelnd anblinzelte.

„Entschuldigen Sie, Herr Raden,“ sagte er, „ich halte Sie für einen sehr tüchtigen Detektiv, ich habe volles Vertrauen zu Ihnen — ich glaube, ich habe Ihnen das durch meine Handlungsweise bewiesen — aber in diesem Falle — ich glaube, Sie haben danebengeschossen. Das ist einfach unmöglich. Bedenken Sie, was Sie mir da gesagt haben.“

„Ich habe es bereits bedacht.“

„Binden ließ sich nicht betrennen.“

„Herr Raden, Herr von Lenner ist mein Freund, ich kenne ihn. Ich weiß, er ist ein fröhlicher Geschäftsmann, aber er ist kein Dieb. Dieser Verdacht entbehrt jedes Motivs.“

„Das finde ich gerade nicht.“

„Doch, Herr Raden, es ist so. Wenn man stiehlt, muß man dazu irgend einen Grund haben. Ich bin zwar kein Kriminalist, aber das sagt mir mein Väterverstand. Derjenige, der das Tagebuch gestohlen hat, mußte einen Zweck im Auge haben, mußte am Inhalt des Tagebuchs interessiert sein. Das ist hier aber nicht der Fall.“

„Wissen Sie das so genau, Herr von Binden?“

„Ja, ganz genau. Und ich will Ihnen auch sagen woher. Es war da eine Eisenbahn geplant irgendwo, und um die Konzession dazu bewarben sich zwei Gesellschaften. Eine englische und die, deren Generaldirektor Lenner ist. Lenner glaubte, daß ich mit der Sache zu tun habe. Am Tage vor meiner Abreise war ich mit Lenner, wir hatten ein bißchen gejeut und ziemlich viel Alkohol zu uns genommen. Der stieg ihm dann wohl ein bißchen zu Kopf und als ich schon alles verloren hatte, bot er mir an, daß er das ganze bei einer letzten Partie einsehen will — gegen die Erklärung über meine Mission beim Fürsten. Ich war wohl auch im Siff — kurz, ich nahm an, insbesondere ich mit einer Sache betraut worden war, die fernab von allen Interessen Lenners lag.“

„Darf ich so indiscret sein, zu fragen, mit welcher Angelegenheit?“ unterbrach Raden die Rede Bindens.

„Gehört das hierher?“

„Es könnte uns vielleicht manches aufklären.“

„Also, Herr Raden, natürlich Dienstgeheimnis. Es handelte sich dabei um eine mögliche Heirat zwischen dem Fürsten Heinrich von Dillingen und der Prinzessin Waldburg. Und nun, um zum Ende zu kommen — die Partie gewann ich. Ich sagte ihm aber zur Beruhigung, daß es sich nicht um den Eisenbahnbau handele, und er dankte mir noch dafür.“

Raden notierte sich das alles ins Notizbuch.

„Ja, warum haben Sie mir das nicht gleich mitgeteilt, Herr von Binden?“

„Ich hatte ganz daran vergessen, sonst hätte ich es gewiß getan. Aber für mich kam Lenner so gar nicht in Betracht als Dieb, daß ich den Ereignissen, denen er beigewohnt, gar kein Gewicht beilegte. Und jetzt sehen Sie selbst, Herr Raden, daß Ihr Verdacht unbegründet war.“

„Im Gegenteil. Jetzt bin ich so ganz sicher.“

„Was? Sicher?! Bitte, wollen Sie mir das nicht begründen?“

„Gern, Herr von Binden. Ich muß Sie nur noch um die Beantwortung einiger Fragen bitten. Können Sie sich an den Wortlaut erinnern, wie Herr von Lenner Sie damals beim Spiel gefragt hat. Hat er nach dem Eisenbahnbau gefragt, oder nur ganz allgemein nach Ihrer Mission?“

„Erst überlegte Binden.“

„Ganz sicher nur allgemein.“

„War andern Personen bekannt, mit welcher Angelegenheit Sie betraut waren?“

„Von mir wußte es niemand, aber es ist schon möglich, daß einige es vermuteten.“

„Und wie entwickelte sich die Geschichte mit dem Bahnbau?“

„Ja, die Sache ist die. Die Bahn liegt zum Teil in Dillingen, zum Teil in Waldburg. In Dillingen sind die Eisenbahnen staatlich, in Waldburg privat. Nun schwebten die Verhandlungen. Wenn die Heirat zustande gekommen wäre, dann wären vermutlich auch die Bahnen hier in Waldburg verstaatlicht worden, denn das ist eine Lieblingsidee vom alten Fürsten. Mit Hilfe des Fürsten Heinrich hätte er's schon durchgeführt.“

„Und nun?“

„Ja, nun,“ Binden zögerte, „ich spreche sehr ungern davon, es ist eine heikle Angelegenheit. Sie müssen mir Ihr Wort geben, daß Sie strengste Diskretion wahren werden, Herr Raden. Hören Sie? Ich erzähle das nur, weil es hier um die Ehre eines Menschen geht. Also momentan ist eine Spannung zwischen den beiden Höfen eingetreten, da der Fürst Heinrich mit seinem Herzen sich anderweitig engagiert hat — man munkelt sogar, daß es sehr ernst ist. Wissen Sie zufällig, wer Frau von Stachow ist?“

„Ich weiß, wer sie ist, aber ich weiß nichts von ihr.“

„Frau von Stachow ist eine sehr schöne, junge Witwe, die der Fürst, als er noch Erbprinz war, sehr verehrte. Damals lebte noch ihr Mann. Vor einigen Tagen hat sie in Dillingen ihre Villa bezogen. Und nun soll der Fürst sich von neuem in sie verliebt haben. Oder vielleicht war er's auch noch. Als Erbprinz hatte er jedenfalls keinen Erfolg — und nun — man spricht sogar von einer baldigen Heirat. Was daran wahr ist...?“

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Infantenmehl. Unterhalb Pfund feingehobenes Mehl wird warm gestellt. Von 45 Gr. Hefe, etwas Mehl und lauwarmes Milch wird ein Vorteig gemacht und, nachdem er gegangen ist, zu dem Mehl gegeben, ebenso fünf Eigelb, eine Prise Salz und so viel lauwarme Milch, als nötig ist, um einen nicht zu festen Teig (den man tüchtig schlägt), zu erhalten. Man bedeckt ihn mit einem Tuch und stellt ihn an einen warmen Ort. Ist der Teig hoch aufgegangen, wird er auf ein mit Mehl bestreutes Brett gegeben und kleine, runde Häufchen daraus geformt, die man auf ein gemehltes Tuch legt und zum Aufgehen warm stellt. In einem tiefen Badgeschirr werden etwa ein Viertelliter Milch, 60 Gramm Butter und 60 Gramm Zucker heiß gemacht und die Rubeln dicht nebeneinander in diese eingesetzt. Das Geschirr wird mit einem Deckel verschlossen. Nachdem die Speise etwa 20 Minuten gekocht hat, wird sie herausgenommen und angerichtet. Eine Mandelsauce wird dazu gereicht.

Zitronensaft. 125 Gramm Zucker werden mit 6-8 Eigelb zu Schaum gerührt, die geriebene Schale einer Zitrone zugegeben, ebenso der Saft. Mit dem Schnee der acht Eigelb und 125 Gramm Mehl wird das Ganze gemischt und im Ofen in 25 Minuten gebacken.

Geschmortes Hammelfleisch mit Zettower Rübchen. Zweieinhalb Pfund Hammelfleisch wird in Streifen gebauen, gesalzen und gepfeffert und in Butter angebraten, fein geschnittene Zwiebeln, Möhrerüben und Sellerie werden dazu gegeben und auch mitgeschmort, das Ganze mit einigen Löffeln Mehl angebräunt, Bratenjus und Fleischbrühe zugegeben und das Fleisch zugedeckt langsam geschmort. Ein Liter sauber gewaschene Zettower Rübchen werden in Butter leicht angebräunt, gesalzen, zu dem Fleisch gegeben und mit diesem vollends weich gekocht. Beim Anrichten gibt man die Rübchen in die Mitte und serviert Salzstoffsau dazu.

Petersilienkartoffeln. 1/2 Kilo recht gleichmäßige Kartoffeln werden geschält, gewaschen, in Salzwasser weich gekocht, abgeseigt und mit folgender Sauce zubereitet. 75 Gramm Butter verrührt man mit 2 Eßlöffeln feingehackter Petersilie und 3 Eßlöffeln Fleischbrühe oder Kartoffelschwamm in kleinen Pfännchen auf offenem Feuer, bis die Sauce dicklich erscheint, schmeckt mit einer Prise weichen Pfeffer, einer Spur Muskatnuss und etwas Würze angenehm ab und gießt diese Sauce über die in der Gemüsekübel angerichteten Kartoffeln.

Delikates reinigt man auf einfache Weise, wenn man etwas Salmiakgeist und Sand hineingibt, gut damit schüttelt, dann mit Wasser nachspült und zuletzt mit etwas Spiritus, den man wieder zum Weeruen benutzen kann; dann spült man nochmals mit Wasser nach und läßt sie gut auslaufen.

Reibungshüte, welche mit Moderflecken befallen sind, hängt man bei trockener Witterung an die Luft; hilft dies nicht, bestreicht man die Stellen mit zehn- bis sechszehnfach durch Wasser verdünntem Salmiakgeist.



Im Spiegel. Spiegel putzt man am schönsten, wenn man einen Schwamm in kaltes Wasser taucht, ihn fest ausdrückt, dann mit Weingeist befeuchtet und das Glas damit abreibt. Dann befeuchtet man den Spiegel mit Wasser, welches durch Rousfelin geschlagen wird, und poliert das Glas mit einem Lederlappen, zuletzt mit einem seidenen Tuch.

Flecken von Rotwein aus weichen Tischzeug zu entfernen. Man wäscht, solange die Flecken noch frisch sind, mit Hornbranntwein und spült mit Wasser und Seife nach. Die Flecken werden sofort verschwinden.

Rätsel.

1. Köffeerruna.

mä	der	im	gr			alg	des	sch	tee
st	sch	er	den	gen	wird	den	ein	die	den
	er	wird	sch	ein	we	ge	sch	die	
		ist	den	sch	sch	sch	sch	der	
	mag	er	sch	wird	sch	sch	sch	sch	gen
wa	und	sch	den	sch	sch	sch	sch	sch	sch
ist	sch	gen	wird	sch	sch	sch	sch	sch	sch

2. Silberrätsel.

bro da ge dip e e eu folk gal i li ne ner nor pel phro pre
ra re sa se stalt sy ta tis trap way

Aus obigen 27 Silben sind so zehn Worte zu bilden, daß deren Anfangs- und Endbuchstaben, erstere von oben nach unten, letztere von unten nach oben gelesen, eine Ballade von Schiller nennen. Es bezeichnet: 1. einen italienischen Staatsmann und Minister, 2. eine der Grazien, 3. eine Festung in Baden, 4. eine Gartenanlage, 5. den Bewohner eines bestimmten europäischen Staates, 6. eine Grafschaft in England, 7. eine Stadt in Irland, 8. einen Ort in Schleswig, 9. einen Fluß in Spanien, 10. einen hohen Beamten des alten persischen Reiches.

Lustige Ecke

Druckfehler.
Und Eveline trat mit ihrem Pränkigan aus dem Nebengemach; ihr Gesicht verriet deutlich eine gewisse Verächtlichkeit.

Keine Geborene.
„Darf man fragen, gnädiges Fräulein, was ist die Dame dort für eine Geborene?“
„Noch gar keine — ihre Hochzeit ist ja erst in vier Wochen!“

Depeschenstil.
„Wohin geht denn die Reise?“
„Nach Am-, Bam-, Rüm- und Grün-berg!“
„Verwandte besuchen?“
„Ja; Sena-, Audi-, Pab-, Kel- und Dretoren!“

Gedankensplitter.
Die aufrichtigste Freude ist leider die Schadenfreude.
Alt sein erträgt sich leichter als alt werden.



„Nimm doch Vernunft an, ich sehe wirklich keinen Grund ein, warum Du Dich von mir scheiden lassen willst —“
„Aber begreift Du denn nicht, daß eine glückliche Ehe in unserer neuen Einrichtung absolut fasslos wäre?“

Die reiche Erbin.
A.: „Findest Du Fräulein Goldheim häßlich?“
B.: „Noch nicht — aber sie wird es einmal, wenn ihr Vater stirbt.“

Vor Gericht.
Richter (zum Angeklagten): „Nun, was haben Sie auf diese Beschuldigung zu erwidern?“
Angeklagter: „Ich bestreite alles — nur nicht die Kosten!“

Der kranke Arzt.
Professor: „Wenn ich mal herbe, müßt Ihr mich festere und vor allem nach der Leber sehen lassen — das interessiert mich, was da los ist!“

Aus einem Nekrologe.
Der Verstorbene war langjähriges Mitglied der Schützengilde und hielt bis zu seinem Ende treu zur Fahne, zu der er gratis die gestickten Seidenbänder geliefert hatte.

Verlag und Verlag: Neue Berliner Verlags-Gesellschaft, Königsplatz, Charlottenburg bei Berlin, Verlegerin: 40. Verantwortlich für die Redaktion der Neuen Berliner Verlags-Gesellschaft, Königsplatz, Charlottenburg, Verlegerin: 40.